

Spiritualität konkret 2016



ZENTRUM MARIA WARD



EXERZITIEN-/TAGUNGSHAUS
SPIRITUALITÄT – ANGEBOTE
FORUM IGNATIANUM
GEDENKSTÄTTE MARIA WARD

Ein Wort zuvor

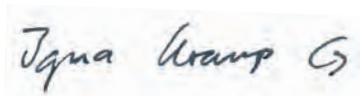
Liebe Freunde der Congregatio Jesu,

bereits zum dritten Mal halten Sie nun unser Heft „Spiritualität konkret“ in den Händen. In guter Gewohnheit machen wir darin ausgewählte Beiträge von Schwestern der Congregatio Jesu zugänglich, die im vergangenen Jahr als Zeitschriftenartikel publiziert und in Vorträgen oder Radioansprachen gehalten wurden. In diesem Jahr 2016, das Papst Franziskus als außerordentliches Heiliges Jahr der Barmherzigkeit ausgerufen hat, verbinden die Beiträge ganz ohne vorherige Planung unsererseits, gleichsam „zufällig“ die Themen der Barmherzigkeit und Gerechtigkeit, verbunden mit der Frage nach dem guten Tun, der richtigen Unterscheidung und Entscheidung. Nicht zuerst, weil Jahr der Barmherzigkeit ist, sondern weil die Frage nach einem auf Gott ausgerichteten Leben in diesem Spannungsfeld zwischen „gerecht“ und „barmherzig“ in die Mitte unserer Spiritualität führt.

Wieder möchten wir in dieser kleinen Sammlung einige Früchte unserer apostolischen Arbeit und unseres inneren Erkennens und Verspürens mit Ihnen teilen. Mögen Sie darin Anregungen entdecken, um Gott (noch) mehr zu suchen und zu finden.

In diesem Jahr finden Sie einen anderen Namen unter diesem Vorwort vor als gewöhnlich. Sr. Cosima Kiesner CJ ist weiterhin mit der Herausgabe von „Spiritualität konkret“ betraut, ich habe ihr nur in diesem Jahr aufgrund terminlicher Engpässe assistiert.

Im Namen aller Autorinnen wünsche ich Ihnen ein menschlich und geistlich fruchtbares Jahr 2016



Inga Kramp G

Inhalt

- 01 Ein Wort zuvor
- 03 Jetzt fange ich an *Cosima Kiesner Cf*
- 05 Mary Wards Vision der Gerechten Seele –
Gedanken zum Text in 12 Schritten *Ursula Dirmeier Cf*
- 25 Durchgang *Cosima Kiesner Cf*
- 27 Ein Jahr der Barmherzigkeit *Igna Kramp Cf*
- 44 Pforten der Barmherzigkeit *Igna Kramp Cf*
- 47 Nachbarschaft als Nachfolge *Birgit Stollhoff Cf*
- 53 Orden und Ortskirche im Konflikt –
Plädoyer für einen kritischen Dialog *Barbara Kusche Cf*
- 59 In der Stille geborgen *Cosima Kiesner Cf*
- 61 Vom Sinn und Unsinn des Nichtstuns *Birgit Stollhoff Cf*
- 63 Das Richtige wählen *Cosima Kiesner Cf*
- 65 Gute Engel, böse Engel und freie Gedanken *Igna Kramp Cf*
- 77 Immer noch unterwegs *Cosima Kiesner Cf*
- 79 Ein Wort zum Abschluss

Jetzt fange ich an

*Von Sr. Cosima Kiesner Cf, Pfronten-Berg
Wort zum Tage im Deutschlandradio, 06.11.2015*

Je kürzer die Laufstrecke, umso wichtiger der Start. Wer zuerst aus dem Startblock kommt, hat beim 100-Meter-Sprint kostbare Sekunden gewonnen. Beim 5000 Meter Lauf ist das nicht so relevant, da entscheiden Ausdauer, die Taktik und der Schlussspurt. Beim Marathon zeigt es sich dann deutlich: Wer sich am Anfang schon verausgabt, dem fehlt am Ende der 42 Kilometer womöglich die Puste. Wer am Anfang aber noch unbeschwert gebummelt hat, der kann vielleicht am Ende noch richtig loslegen und so manchen Schnellstarter überholen.

Diese kleine Erkenntnis aus der Leichtathletik hilft mir, das heutige Evangelium zu verstehen. Da erzählt Jesus von einem Verwalter, der Geld veruntreut hat und nun weiß, dass seine Tage in dieser sicheren Position zu Ende gehen. In seiner Not beginnt er, mit dem fremden Vermögen noch ein paar Freunde zu gewinnen. Und am Ende der Erzählung heißt es: „Jesus lobte die Klugheit des unehrlichen Verwalters und sagte: Die Kinder dieser Welt sind im Umgang mit ihresgleichen klüger als die Kinder des Lichtes.“ Eine höchst merkwürdige Aussage. Sie passt so gar nicht zu dem, was ich sonst von Jesus gehört und gelernt habe. Wie kann Jesus jemanden für seinen Betrug loben?

Zunächst einmal unterscheide ich dies: der Verwalter wird nicht von Jesus gelobt, weil er Gutes tut, sondern nur im Hinblick darauf, dass er im Umgang mit Seinesgleichen klug ist. Bei all dem, was am Verhalten des Verwalters unrecht ist, findet Jesus doch einen Punkt, aus der die Anhänger Jesu etwas lernen können. Leider

sagt er nicht, um was es Ihm genau geht. Das müssen wir selbst herausfinden.

Das Bild des Marathonläufers hilft mir dabei. Jahrelang konnte der Verwalter egoistisch sein und aus dem Vermögen seines Gutsherrn viel für sich heraus schlagen. Das kostet ihn nun sein Amt, aber die wenigen Tage bis zur Entlassung weiß er zu nutzen. Er beginnt, sich um Freunde zu kümmern. Dass er damit den Gutsherrn um weiteres Vermögen prellt, ist in seiner Situation nicht mehr relevant. Und genau das könnte Jesus gelobt haben: Der Mann fängt an, sich Freunde zu machen, indem er anderen Gutes tut. Vorher wäre dem Verwalter nie eingefallen, Schuldner zu entlasten, aber jetzt – kurz vor Schluss – beginnt er, anderen zu helfen. Diese Botschaft passt: Wer noch so viel Zeit seines Lebens nur an sich selbst gedacht und damit seinen Lebensauftrag vor Gott verbummelt hat, er kann selbst auf der letzten Lebensetappe Gott noch zum Freund gewinnen – wenn er jetzt damit anfängt.

Mary Wards Vision der gerechten Seele – Gedanken zum Text in zwölf Schritten

Von Sr. Ursula Dirmeier Cf, Bamberg

1.

*„Denn Gottes Werke sind wir, in Christus Jesus zu guten Taten geschaffen,
die Gott dazu bereitgestellt hat, dass wir uns in ihnen bewegen.“*

Dieser Vers des Epheserbriefes (2,10) stellt in wunderbarer Weise das Ziel des Menschseins vor Augen, zu dem die gerufen sind, die an Christus glauben. Sie sind Gottes Geschöpfe, sein Werk, wie alle Menschen. Doch wissen sie sich in die Neue Schöpfung hineingenommen, die durch Jesus allen Menschen angeboten ist. In diesem Sinn sind sie in Christus geschaffen. So wird offenbar, wozu alle Menschen geschaffen sind: zu guten Werken, die schon von Gott bereit sind, angedacht, für uns ausgesucht

Unsere Menschaufgabe ist es, in diese Sphäre der für uns bereitgestellten guten Taten einzutauchen, uns darin zu bewegen, in ihr unterwegs zu sein ... Diese Sphäre ist ein weiter Raum, kein schmaler Weg, von dem man leicht abkommen könnte, keine Einbahnstraße, in der das Umkehren nicht möglich wäre. Eine Sphäre vielmehr, in der wir uns frei bewegen können, in der es viele Angebote gibt und zahllose Alternativen, wie es der unerschöpflichen Kreativität Gottes entspricht.

In Christus wurde der Zugang zu dieser Sphäre erneuert. Von ihr sang aber auch der Prophet Jesaja, wenn er von seinem geliebten Freund sang, der einen Weinberg schuf, damit darin die edelsten, süßesten Trauben wüchsen:

*„Mein Freund hatte einen Weinberg auf einer fruchtbaren Höhe.
Er grub ihn um und entfernte die Steine und bepflanzte ihn mit den edelsten
Trauben. Er baute mitten darin einen Turm und hieb eine Kelter darin aus.
Dann hoffte er, dass der Weinberg süße Trauben brächte ...“ (Jes 5,2)*

„Wozu sind wir auf Erden?“, lautet die alte Katechismusfrage. Man könnte sie auch anders formulieren: „Wie soll ich leben? Was für ein Mensch soll ich werden und vielleicht einmal sein?“ Die Antwort, die Mary Ward seit der geistlichen Erfahrung von Allerheiligen 1615¹ auf diese Fragen gibt, spricht von der Schönheit eines Zieles. Es erscheint ihr als ein sicherer und klarer Zustand, zugleich viel schöner, als sie ausdrücken und erklären kann. Es erscheint ihr als ein vollkommenes Sein, zugleich vertraut sie darauf, dass es zumindest bis zu einem gewissen Grad erreichbar ist.

Es ist ein schönes Sein, es ist ein glückliches Sein, zugleich ganz geerdet, mit Mensch und Welt verbunden. Kein religiöses Sonderdasein. Ein Glück vielmehr, das darin besteht, das Gute zu tun. Ein glückliches Sein von freien, wahren und gerechten Menschen.

2.

„Lieber Pater, es drängt mich sehr, Ihnen zu meiner größeren Beruhigung und Sicherheit das mitzuteilen, was sich in diesen beiden Tagen zugetragen hat, besonders das, worüber ich Euer Hochwürden schon gestern schrieb. Wenn ich nun daran gehe, es niederzuschreiben, finde ich, je besser ich es erkenne, mich desto unfähiger, es zu erklären. Ich scheine es zu lieben, und doch quäle ich mich seinetwegen, denn ich habe keine Wahl, sondern muss es festhalten und wage dennoch nicht, es als wirklich gut zu ergreifen, ehe es gebilligt ist.“

Mary Ward hat diesen Brief an ihren Beichtvater P. Roger Lee an Allerheiligen 1615 geschrieben, einem Sonntag, wie sie später festhielt. Die Woche zuvor hatte sie Exerzitien gemacht: *„Ungefähr acht Tage vor Allerheiligen 1615 schrieb ich meinem Beichtvater (denn er war krank*

und schwach), dass ich gern diese acht Tage Exerzitien machen würde, ihn bittend, er möchte usw. und meine Halbjahresbeichte hören, wenn es an der Zeit wäre, falls seine Gesundheit ihm das gestatten würde. Er stimmte bei- dem zu.“ Nach ihrer eigenen Einschätzung verbrachte sie die ersten vier oder fünf Tage der Exerzitien nachlässig: „Dann beichtete ich und nahm mir danach vor, die kommenden zwei Tage gesammelter und sorgfältiger zu sein. Ich kommunizierte am Vigiltag von Allerheiligen.“²

An diesem Vortag von Allerheiligen hatte sie P. Lee bereits einen Brief geschrieben, der ihn vermutlich erreichte; jedenfalls befindet er sich nicht unter Mary Wards Papieren. Der Brief von Allerheiligen selbst blieb bei ihr und erreichte seinen Adressaten nicht. P. Lee war inzwischen von Saint-Omer abgereist. Er war sehr krank und verstarb im Dezember.

Die Art der mystischen Erkenntnis, die Mary Ward am Vortag und an Allerheiligen geschenkt wurde, lässt sich vielleicht mit der Erfahrung des Ignatius am Cardoner vergleichen: „Nicht dass er irgendeine Vision gesehen hätte, sondern er verstand und erkannte viele Dinge, ebensowohl von geistlichen Dingen wie von Dingen des Glaubens und der Wissenschaft. Und dies mit einer so großen Erleuchtung, dass ihm alle Dinge neu erschienen.“³

Es ist eine Erkenntnis, die ihr keine Wahl lässt. Ignatius beschreibt einen solchen Zustand in seinem Exerzitienbuch als „erste Wahlzeit“: „Wann Gott unser Herr den Willen so bewegt und anzieht, dass diese fromme Seele dem Gezeigten folgt, ohne zu zweifeln noch zweifeln zu können“.⁴ Zugleich ergibt sich ein möglicher

1 Im englischen Original Dokument 125. In: Mary Ward und ihre Gründung. Die Quellentexte bis 1645, Bd. 1, hg. von Ursula Dirmeier CJ, Münster 2007, 289-293. Die Übersetzung stammt von der Verfasserin.

2 Dokument 124. In: Mary Ward. Quellentexte, Bd. 1, 288.

3 Ignatius von Loyola, Bericht des Pilgers, 30. In: Ignatius von Loyola, Gründungstexte der Gesellschaft Jesu, übersetzt von Peter Knauer [Deutsche Werkausgabe 2], Würzburg 1998, 33f.

4 Ignatius von Loyola, Geistliche Übungen, 175. In: ebd., 176.

Widerspruch zu einem anderslautenden kirchlichen Urteil, eine Spannung, die Mary Wards späteres Leben kennzeichnen wird. Im konkreten Fall zieht sie ein negatives Urteil ihres Beichtvaters in Erwägung, dem sie Gehorsam gelobt hat. Später gibt Winefrid beim Verhör zu Protokoll, sie sei überzeugt, dass der Heilige Geist sich selbst nicht widersprechen kann.

3.

„Es scheint ein bestimmter, klarer und vollkommener Zustand zu sein, den man in diesem Leben haben muss, und einer, der ganz und gar unentbehrlich für diejenigen ist, die die Pflichten dieser Lebensweise gut erfüllen sollen. Ich las nie von etwas damit Vergleichbarem. Es ist nicht wie bei den Heiligen, deren Heiligkeit sich hauptsächlich in jener Vereinigung mit Gott zeigt, die sie außer sich sein lässt. Ich nahm da einen offensichtlichen Unterschied wahr, fühlte mich jedoch mehr bewegt, diesen Zustand zu lieben und zu wünschen als all jene Gnadenerweise.“

Die „Pflichten dieser Lebensweise (Institute)“, das sind die Lebensregeln, die sich die Gemeinschaft Mary Wards gemäß dem Vorbild des Jesuitenordens geben wollte. Bischof Blaes von Saint-Omer hatte bereits im März 1615 festgehalten: „Nachdem sich dann ihre Zahl vermehrt hatte, fassten sie ihre Lebensweise und die Formula ihres Institutes schriftlich zusammen, welche wir, nachdem sie ins Lateinische übersetzt waren, genau prüften, billigten und sehr im Herrn lobten, und sie darüber hinaus aufforderten, dass sie, durch Brauch und tägliche Erfahrung belehrt, hinzuzufügen, wegnähmen oder abänderten, wie der Geist Gottes es ihnen eingeben würde.“⁵ Ein halbes Jahr später hatte Mary Ward vom Bischof den Auftrag erhalten, eine solche überarbeitete und aktualisierte Fassung zu erstellen, die in Rom dem Papst überreicht werden sollte, um von ihm die Anerkennung der Gemeinschaft zu erwirken. Diese „Ratio instituti“ beschäftigte Mary Ward auch in der Zeit ihrer Exerzitien.

Zur „größeren Vereinigung mit Gott“⁶ machte sie diese Exerzitien, und die Vereinigung mit Gott, so wird ihr klar, hat nicht ihr Ziel darin, außer sich zu geraten. Ekstatische Erlebnisse und Verzückungen, die aus dem Leben von Heiligen berichtet werden und zur Zeit der Gegenreformation im geistlichen Leben einen großen Stellenwert besaßen, bezeichnet sie als Gnadenerweise, doch nimmt sie wahr, dass sie einen anderen Weg gewiesen wird.

Vier Jahre später, am 10. Oktober 1619 sieht sie in einer Meditation Gott „unmittelbar und sehr klar in mein Herz eingeben und sich nach und nach darin verbergen“.⁷ Ekstasen sind dadurch gekennzeichnet, dass der Mensch sich selbst und die ihn umgebende Realität „verlässt“, um Gott im Außerordentlichen zu finden und mit ihm eins zu werden. Hier wird der umgekehrte Weg gegangen. Gott kommt zum Menschen, zu seiner Realität. Er nimmt Wohnung im menschlichen Herzen, kommt in Fühlung mit dem, was sich darin bewegt. Er macht sich klein, damit auch anderes in diesem Herzen Platz hat: die Menschen, die Zuwendung und Hilfe brauchen, die Situationen, die bestanden werden wollen. Gott verbirgt sich mehr und mehr im Gewöhnlichen und die Vereinigung mit Gott ist Geheimnis und geschieht im Stillen, nicht in Erdbeben und Feuer, nicht im Sturm, sondern in der kaum merklichen sanften Berührung.

4.

„Das Glück dieses Zustandes war (soweit ich es in Worte fassen kann) ein einzigartiges Freisein von allem, was einen von irdischen Dingen abhängig machen könnte ...“

5 Dokument 114. In: Mary Ward. Quellentexte, Bd. 1, 249.

6 Dokument 124. In: Mary Ward. Quellentexte, Bd. 1, 288.

7 Dokument 215 G. In: Mary Ward. Quellentexte, Bd. 1, 475.

Wenn wir ganz in unserer Realität bleiben, weil wir wissen, dass Gott mit uns ganz in der Realität bleiben will, so besteht natürlich die Gefahr, in dieser Realität aufzugehen. Hier muss eine Gegenkraft einsetzen, die aber nicht zu Weltflucht oder Entweltlichung führt. Es geht also nicht darum, sich von der Welt mit allen irdischen Gütern zu distanzieren. Ich darf und kann das Geschaffene, die Natur und das vom Menschen Geschaffene, nützen und genießen. Aber ich darf mich nicht einfangen lassen, meinen Wert nicht daraus ableiten, muss auch wieder loslassen können.

Die Anwesenheit Gottes in unseren Herzen bewirkt von innen her ein Freisein und immer mehr Freiwerden von allen abhängigmachenden Kräften, seien es Besitz und Konsum, seien es Leistung und Karriere, seien es Fitness und Gesundheitswahn oder etwas anderes, das uns bestimmen will. Die Kunst besteht darin, mit den Dingen zu leben, ohne in ihnen aufzugehen. Mary Ward fasst es so: *„Es schien eine freundliche Loslösung von verschiedenen Dingen dieser Welt zu sein, so als ob weder sie einen Anteil an mir hätten, noch ich an ihnen. Ich kann sie gleichermaßen besitzen oder entbehren; ich kann sie sehen, ohne sie zu lieben; ich kann sie mögen, ohne in ihnen zu leben.“*⁸

Abhängig kann ich von der allgemeinen Meinung sein oder von den im Lauf meines Lebens gesammelten Vor-Urteilen, aber auch von Menschen, die ich nicht loslassen, nicht frei lassen will. Hängen bleiben kann ich an meinem Gewordensein, einer bedrückenden Jugend vielleicht, engen Verhältnissen, Enttäuschungen und Brüchen. Unfrei kann ich auch in Bezug auf die Zukunft sein, weil ich mir ein Bild von mir oder meinem Leben gemacht habe, das sich nun nicht mehr verändern darf. Ich kann mich abhängig machen von dem, was mich ängstigt, weil ich es befürchte.

In der zitierten Meditation erkennt Mary Ward das Ideal des Freiwerden in der Freiheit der Apostel verwirklicht: *„Ich nahm wahr, dass ihre Weise, alles zurückzulassen, wunderbar, vollständig und vollkommen war und dass dies der Grund war, dass ihnen eine solche Fülle von Gnade gegeben war. Ich hätte gern gewusst, was für eine Art Loslassen dies war, das so friedvoll, schlicht und vollständig schien und sich so sehr vom Gewöhnlichen unterschied. (...) Mir schien, sie hatten weder einen Erbanspruch noch einen Ruheplatz bei irgendeinem Gut dieser Welt, und dadurch stand ihre ganze Zuneigung und demzufolge der ganze Mensch ihrem Meister zur Verfügung. Ohne das wären sie nie aufnahmefähig für eine solche Fülle von Gnade gewesen noch fähig, ihm so sehr Dienst zu erweisen.“*

5.

„ein einzigartiges Freisein ... zusammen mit voller Hinwendung zu allen guten Werken und Eignung und Verfügbarkeit für sie“

Wir sind Gottes Werk, von ihm geschaffen und ins Dasein gerufen. Wir sollen Gottes Werk sein und immer mehr werden, indem wir in seinem Sinn wirken, so dass Gott selbst in uns und durch uns in unsere Zeit und in unsere Welt hinein wirken kann: „Gottes Werke sind wir, in Christus Jesus zu guten Taten geschaffen, die Gott dazu bereitgestellt hat, dass wir uns in ihnen bewegen.“

Wir können in Gottes Sphäre des Guten unterwegs sein, dazu sind wir geschaffen. Das erfordert unsere volle Hinwendung zum Guten als unserem ersten und höchsten Ziel. Das erfordert sodann unsere Eignung für das Gute. Weil wir vertrauen können, dass Gott uns alles Notwendige zur Verfügung stellt, gilt es, unsere Fähigkeiten einzusetzen und weiterzuentwickeln. Das erfordert schließlich unsere Verfügbarkeit für das Gute, indem wir uns von nichts anderem fest- und abhalten lassen.

Was aber ist das Gute? In der Ratio instituti stellt Mary Ward neben die „Anstrengungen in der Erziehung und Unterweisung junger Frauen und Mädchen ... alle anderen Werke der Liebe und Demut“⁹, das heißt des Dienstes an den Menschen. Liebe und Dienst am Menschen, das ist es, was Jesus uns vorgelebt hat. An ihm können wir uns orientieren, ihn zum Vorbild nehmen.

So erkannte Mary Ward in den Exerzitien im April 1618 „dass der Weg, den Jesus im Gebrauch aller geschaffenen Dinge einschlug, der vollkommenste ist.“¹⁰ Vermutlich in der darauffolgenden Jahreswende am Namen Jesu Fest wurde ihr laut Inschrift des Bildes 27 des Gemalten Lebens, „eine gerechte und mit großen glanz begabte seel sichtbarlich gezeigt“. Sie sah die unbeschreibliche Schönheit eines solchen Seins und dass es „zur erblichen gerechtigkeit führet, und Christo dem herrn alß einen vollkhomnisten vorbildt aller tugent gleichförmig machet.“¹¹

Jesus ist für alles Verhalten Vorbild, durch die wiederholte Meditation der Evangelien wird sein Handeln mehr und mehr verinnerlicht, um das eigene Leben und Handeln zu prägen. Auf diesem Weg sind wir eingeladen, in der Freiheit Christi zu leben. „Ich bin so frei“, lautet die höfliche und etwas förmliche Antwort, wenn wir eingeladen sind, einzutreten, Platz zu nehmen oder uns zu bedienen. „Ich bin so frei“, könnte die Antwort lauten auf Gottes Einladung, in der Sphäre des Guten unterwegs zu sein und an dem uns je möglichen Guten mitzuwirken. „Ich bin so frei“, könnte die Antwort lauten auf den Ruf Jesu, ihm nachzufolgen, indem wir in Liebe und Dienst leben wie er.

6.

„dabei wurde mir auch die Entdeckung der Freiheit geschenkt, die ein solcher Mensch haben muss, alles auf Gott zu beziehen, aber ich meine, das war später oder bei einer anderen Gelegenheit, bin mir aber sehr sicher, dass so etwas geschah.“

Wenn wir uns das oben beschriebene „Freisein von ...“ und „Freisein für ...“ als Pole vorstellen, als Punkte, zwischen denen ein Pendel hin- und herschwingt, dann ist hier der Ort beschrieben, an dem das Pendel gehalten ist: die Freiheit, alles auf Gott zu beziehen.

In den Aufzeichnungen vom Oktober 1619 entfaltet Mary Ward, wie das sich konkret gestaltet. Nach fünf Punkten über ihre Weise der Meditation, des Kommunionempfangs, der Beichte, der Gewissensforschung und der geistlichen Lesung folgen vier, die den Gottesbezug in den alltäglichen Verrichtungen des Lebens beschreiben: „**SCHATZ IN GOTT:** *Ich will bei Gott aufheben, was zu Frieden stellend ist, und in allen Leiden und Nöten zu ihm eilen um Abhilfe und Ausgleich.* – **ÜBEREINSTIMMUNG DES WILLENS:** *Von gesundheitlicher Kraft, Schönheit oder anderen Fähigkeiten, die für Gottes besseren Dienst wünschenswert sind, will ich ihm geben, was ich habe. Und was mir fehlt, will ich in ihm finden, indem ich demütig akzeptiere zu entbehren, was von seiner Vorsehung entzogen ist.* – **ABKEHR VON EINFLÜSTERUNG UND SÜNDE:** *Von der Sünde will ich mich abwenden durch einen liebenden Blick auf Gott, weg vom eigenen Versagen, indem ich (durch ein kurzes Zeichen oder einen inneren Akt) anerkenne, was ich getan habe, wieder zu ihm hin.* – **UM GOTT ZUFRIEDENZUSTELLEN:** *Besonders aber eine große Sehnsucht bei jeglicher Handlung, dass Gott gerade dadurch erfreut werde.“¹²*

Folgen wir Gottes Einladung, alles Schöne und Gute, das wir in unserem Leben erfahren dürfen, dankbar zu Gott zurückzubringen. Folgen wir Gottes Einladung, alles, was uns belastet, verletzt oder ängstigt, zu Gott in Beziehung zu setzen und darauf zu vertrauen, dass er Ausgleich schenkt, wenn nicht Abhilfe schafft. Fol-

9 Dokument 126. In: Mary Ward. Quellentexte, Bd. 1, 196f.

10 Dokument 172 C. In: Mary Ward. Quellentexte, Bd. 1, 406.

11 In: Mary Ward. Quellentexte, Bd. 4, 300f.

12 Dokument 213 A. In: Mary Ward. Quellentexte, Bd. 1, 469f.

gen wir Gottes Einladung, uns in seinen Dienst zu stellen und ihm dabei zu überlassen, welche Mittel er uns zur Verfügung stellen will und welche nicht. Folgen wir Gottes Einladung, im Misslingen und Fehlverhalten die Nähe Gottes zu suchen, es vor ihm als solches zu bekennen und es aus Liebe zu Gott zu korrigieren. Folgen wir Gottes Einladung, in allem und jedem, im Großen und ganz Banalen dem zu entsprechen, was Gott vorgesehen hat, das Gute zu wirken, das für mich vorbereitet ist. Folgen wir Gottes Einladung mit unserem „Ich bin so frei.“ Denn davon war Mary Ward zutiefst überzeugt, dass unser Reichtum darin besteht, dass wir *„einen freien Zugang und offenen Weg zu Gott haben“*¹³, von dem alles kommt, was wir brauchen. Das macht unsere Freiheit zu einer glückseligen.

7.

„... alles auf Gott zu beziehen ...“

An anderer Stelle schreibt Mary Ward: *„Er, von dem alles kommt, soll alles haben.“*¹⁴ Bei Ignatius heißt dasselbe: Gott in allen Dingen finden. Nun darf das natürlich nicht naiv verstanden werden, als wären alle Gegebenheiten meines Lebens direkt und unmittelbar das, was Gott für mich will. Dazu ist alles Irdische viel zu sehr gebrochen und mit menschlichen Anteilen, auch bösen, verwoben. Dennoch warnt Mary Ward davor, *„zu glauben, dass uns alle Dinge zufällig widerfahren, anstatt aus allem, was geschieht, als aus der Hand Gottes kommend Nutzen zu ziehen.“*¹⁵

In gewisser Weise müssen wir Glaubende zweisprachig leben. Wir kommen nicht umhin, vieles rein immanent als zufällig zu verstehen: dass wir an dieser Krankheit leiden, dass uns jenes Unglück

¹³ Die Texte des Gemalten Lebens, 38. In: Mary Ward Quellentexte, Bd. 4, 302.

¹⁴ Dokument 198 A. In: Mary Ward. Quellentexte, Bd. 1, 439.

¹⁵ Dokument 166 B. In: Mary Ward. Quellentexte, Bd. 1, 361.

¹⁶ Dokument 149. In: Mary Ward. Quellentexte, Bd. 1, 336.

widerfährt, dass die böse Tat eines Menschen zufällig uns trifft. Dennoch kennen wir noch eine zweite Sprache, die hinter dem Zufälligen und durch es hindurch das Mitgehen Gottes und darüber hinaus seinen Segen als bleibende Bejahung und unverbrüchliche Zusage eines guten Zieles und Ausgangs buchstabiert. Auch wenn wir Dinge erleben, die ganz und gar nicht im Willen Gottes sind, sollen wir sie dennoch zu Gott zurückbringen und zu ihm in Beziehung setzen. Dazu braucht es eine große innere Freiheit, die Mary Ward im Jahr 1616 folgendermaßen beschreibt:

„Ruhe, so dass gesehene Schwierigkeit nicht beunruhigt – Klarheit in der Wahrnehmung aller Dinge, der gegenwärtigen, einige zukünftige erwünscht, Schwierigkeiten, die sich ereignen könnten und im menschlichen Miteinander nicht vermieden werden können – all diese Dinge, groß oder klein, wahrgenommen und verstanden – mit Gewissheit und in ihrem eigenen einfachen Sein, wie sie sind.

*Freiheit, dass Dinge, die erwünscht sind, erwünscht bleiben, und eine Wirksamkeit und Bereitschaft, sie zustande zu bringen, aber ohne Besorgnis; gegenteilige Dinge missbilligt, aber ohne Ängstlichkeit; das Innere gleichermaßen im Frieden, was auch immer von diesen Widrigkeiten eintreffen sollte; die wichtigste Auswirkung: man liebt oder ist abgeneigt entsprechend der vorgenannten Erkenntnis, man ist bereit, auszuführen oder nicht, jedoch indifferent eingestellt, was auch immer sich ereignet. Man sieht die Gefahr von ungünstigen Dingen, aber ohne Furcht, Angst oder Beunruhigung; ein großes Vertrauen, dass Gott seinen Willen verwirklichen wird; schließlich ist man frei von allem und wünscht nur das eine, nämlich Gott zu lieben. Und hier bleibt man frei und zufrieden“.*¹⁶

Wenn das Widrige, das Ver- oder Zerstörende, ob nun vorhergesehen oder nicht, geschehen ist, bleibt die Linie die gleiche: „gleichermaßen sich dem fügend, was Gott zulassen wird, und allem gegenüber präsent, aber an nichts hängend, wünscht man nichts, außer ihn zu lieben“.

8.

„Ich schien intuitiv eine so gestaltete Seele zu sehen, aber weit schöner, als ich es in Worte fassen kann. Es kam mir dann vor, und so ist es auch weiterhin in meinem Bewusstsein, dass sich die Menschen im Paradies vor dem ersten Fall in diesem Zustand befanden; es schien mir dann, und diese Hoffnung dauert an, dass unser Herr mich das sehen ließ, um mich auf diesen Weg einzuladen und weil er mir rechtzeitig Gnade geben wollte, einen solchen Zustand zu erreichen, in gewissem Maß zumindest. Jenes Wort Gerechtigkeit...“

Schönheit, Ursprünglichkeit, Einladung sind die Stichworte. Es ist immer wieder die Schönheit dieses Seins, die Mary Ward berührt. Diese Weise des Seins, die ihr vor Augen steht, ist schön, ist in sich stimmig, ist die ursprüngliche, wesenhafte, von Gott in die Schöpfung hineingelegte. Von der „erblichen Gerechtigkeit“, dem genauen Gegenteil der Sündigkeit und Gebrochenheit, in der wir Menschen uns eben auch immer schon vorfinden, spricht die Inschrift des Gemalten Lebens. Mary Ward ist überzeugt, dass dieses Ursprüngliche nicht ganz und gar entzogen ist. In gewissem Maß zumindest erreichbar, fühlt sie sich mit der Hilfe der Gnade dazu eingeladen.

In späteren Exerzitien zeigt sie sich wieder: *„Die Kostbarkeit dieses Zustandes, wo die Sinne der Vernunft und die Vernunft dem Willen Gottes gehorchen, wo es weder Dunkelheit im Verstehen noch Neigung zum Bösen gibt. Wo unser Tun dem Willen unseres Schöpfers entspricht. Wo die Zufriedenheit darin besteht, dass unser Gott dadurch erfreut wird.“* Mary Ward bittet darum: *„O mein Gott, ist es in diesem Leben möglich, so zu leben? Schenke es, mein Jesus, soweit es irgendjemand zuteilwerden kann, derjenigen, die du so geschaffen hast und dazu, solche Dinge zu tun. Ich weiß, mein Gott, dass die Dunkelheit des Verstehens und eine Neigung zur Sünde (in gewissem Maß zumindest) bestehen bleiben, aber diese sind an sich Leiden, nicht Sünde.“*¹⁷

Jenes Wort Gerechtigkeit, das ist mit Robert Bellarmin der Inbegriff aller Tugenden, der Inbegriff allen guten Handelns. Gerechtigkeit entsteht, wo nach dem Willen Gottes gefragt und das menschliche Wollen mit dem göttlichen in Übereinstimmung gebracht wird. Damit das Gute nicht nur erkannt und gewollt, sondern auch getan wird, müssen darüber hinaus die inneren Neigungen und Antriebe mit dem Denken und Wollen in Einklang kommen, müssen im Menschen das Empfinden und die Vernunft zusammengehen und kongruent werden. Das Wesen des Menschen in seiner Gottebenbildlichkeit ist Entsprechung. Diese Entsprechung ist im menschlichen Leben noch nicht Wirklichkeit, bleibt Auftrag.

9.

„Jenes Wort Gerechtigkeit und die Menschen in früheren Zeiten, die Gerechte genannt wurden, Werke der Gerechtigkeit, in Unschuld getan, und dass wir so seien, wie wir erscheinen, und so erschienen, wie wir sind, dies kam mir seither oft in den Sinn, mit Freude daran.“

Mary Ward nennt nur Stichworte, die P. Lee offensichtlich geläufig waren und über die sie sich vermutlich ausgetauscht hatten. Sie sieht sie nun im Zusammenhang mit der Seinsweise, die sich ihr gezeigt hat. Gerechtigkeit, so Robert Bellarmin, „disponiert den Menschen dazu, dass er sich in allen Handlungen gut verhält.“ Als gerecht bezeichnet die Bibel Noah, denn „er ging seinen Weg mit Gott“ (Gen 6,9), Abraham, denn er glaubte Gott und dieser „rechnete es ihm als Gerechtigkeit an“ (Gen 15,6), und Josef, „der gerecht war“ und Maria nicht bloßstellen wollte, ja darüber hinaus sie auf die Weisung Gottes hin zu sich nahm (Mt 1,19f.24).

Werke der Gerechtigkeit, gute Werke müssen in Unschuld getan werden, um ihrer selbst willen beziehungsweise um der Menschen willen, denen sie zugutekommen, nicht mit Hintergedanken, nicht mit Nebenabsichten, nicht, um andere zu manipulieren, nicht um gut dazustehen und nicht um Anrechte zu erwerben. In dem Buch, das Mary Ward in ihrer Jugend geistlich geprägt hat, im „Geistlichen Kampf“ von Lorenzo Scupoli, wird im 4. Kapitel dazu aufgefordert, in einer fortwährenden Übung die Dinge umfassend zu betrachten, „wie sie in sich selbst sind und nicht wie sie zu sein scheinen; denn indem wir uns so üben, gelangen wir zur Erkenntnis der Wahrheit jener Dinge, die wirklich gut sind, und der Falschheit und Nichtigkeit der anderen, die nie erfüllen, was sie im Erscheinen versprechen“. Zu den Dingen gehören natürlich und vor allem die Handlungsweisen von Menschen.

So warnt Mary Ward aus der Inquisitionshaft im Angerkloster ihre Gefährtinnen im Paradeiserhaus: „*Glaubt Worten nicht, wenn die Taten nicht entsprechend sind.*“¹⁸ Viel früher fragt sie in einer ihrer Ansprachen in Saint-Omer: „*Wer kann ein Geschöpf oder einen Freund lieben, der nicht so ist, wie er zu sein scheint?*“¹⁹ Und auf sich selbst gewendet, sieht sie sich vor der Aufgabe, „*mich in meiner eigenen Sicht so erscheinen zu lassen, wie ich bin*“²⁰. Mein Selbstbild muss mit der Realität konfrontiert werden, dass ich mich sehe, wie ich bin.

Daraus folgt nun nicht die Haltung: So bin ich nun mal. Seht zu, wie ihr damit zurechtkommt. Der Wunsch, „*dass wir so seien, wie wir erscheinen, und so erschienen, wie wir sind*“, ist keine bloße Tautologie, also zweimal dasselbe. Er zielt vielmehr zum einen auf Aufrichtigkeit: dass wir uns so zeigten, wie wir sind; dass wir uns nicht anders geben, als wir sind. Er zielt aber auch auf Glaubwürdigkeit:

18 Dokument 1144. In: Mary Ward. Quellentexte, Bd. 3, 150.

19 Dokument 166 A. In: Mary Ward. Quellentexte, Bd. 1, 357.

20 Dokument 196 D. In: Mary Ward. Quellentexte, Bd. 1, 434.

dass wir so seien, wie wir zu sein vorgeben, dass wir halten, was wir zu sein versprechen, dass wir nicht nur Christen heißen, sondern auch sind.

10.

„Und das alles sollen Sie wissen und angemessen beurteilen (obwohl ich mehrmals, seit ich zu schreiben anfing, ein außerordentliches Erschrecken in mir fühlte und darüber hinaus die Furcht, dass Sie all das als nichtig ansehen und darüber sehr betrübt sein könnten). Wie dem auch sei, gepriesen sei unser Herr, der mir jemanden an die Seite gegeben hat, der mir sagen kann, was gut ist.

Ich habe darüber hinaus bei dieser Gelegenheit gedacht, dass diese unsere Lebensweise vielleicht bis zum Ende der Welt fort dauern könnte, da sie dem entspricht, wie wir zuerst begannen.

Einmal fand ich die Frage in mir, warum dieser Zustand der Gerechtigkeit und die Tugend der Aufrichtigkeit sich mir als so besonders notwendig zeigt als der Grund und (Ursprung?) all der anderen Tugenden, die die Mitglieder dieses Instituts ausüben müssen...“

Wie zu Beginn ihres Briefes formuliert Mary Ward hier, dass sie sich dem Urteil ihres Beichtvaters anvertraut. Zugleich spürt sie Erschrecken und Furcht vor dessen Missbilligung, die sie in einen unlösbaren Zwiespalt bringen würde. Denn das, was sich in den zwei Exerzientagen gezeigt hat, ist zu mächtig in ihr, als dass sie es beiseiteschieben könnte. Das bestätigt sie indirekt durch die folgende Aussage, mit der sie den Bogen von der Vergangenheit über die Gegenwart in die Zukunft spannt. Die ihr gezeigte Seinsweise entspricht dem paradiesischen Ursprungszustand, Mary Ward fühlt die Einladung, in dieser Seinsweise zu leben, sie wird bis zum Ende der Welt fortbestehen. Im November 1630 in der letzten großen Appellation an den Papst formulierte Mary Ward

dasselbe als Gewissheit: Gott gab „die Sicherheit, dass diese Lebensweise in der Kirche Gottes bis zum Ende der Welt bestehen werde“²¹.

Die Tugend der Aufrichtigkeit stellt Mary Ward ausdrücklich neben den Zustand der Gerechtigkeit, obwohl diese alle Tugenden umfasst. Dieselbe Kombination findet sich im Vorwort zu ihren autobiographischen Aufzeichnungen. Sie bittet dort die Leser, Gerechtigkeit zu üben, indem sie „das ihnen hier Vorgelegte nicht nach ihren eigenen Vorlieben beurteilen, sondern alles der Wahrheit gemäß einordnen“. Sie sollen sich darum bemühen, „Liebhaber der Wahrheit und Vollzieher der Gerechtigkeit zu werden“, denn dann „wird die Wahrheit selbst sie von Irrtümern befreien, ihre Urteile zurechtrücken, ihr Wissen vervollkommen, sie mit wahrer Weisheit ausstatten, sie befähigen, die Dinge genau wahrzunehmen, wie sie in sich selber sind, und den Unterschied zwischen geringfügigen Gegebenheiten und solchen von großer Bedeutung und was in jeder Situation zu tun oder nicht zu tun ist.“²² Um das Rechte zu tun, muss ich frei werden von Irrtümern, meine Urteile zurechtrücken lassen, die Dinge genau wahrnehmen, wie sie in sich selber sind.

11.

„... und es kam mir, dass die Patres der Gesellschaft, da sie Männer sind und weise und gelehrt, die Aufgaben dieser Lebensweise durch ihre natürlichen Fähigkeiten auch ohne die so besondere Mitwirkung der Gnade Gottes erfüllen könnten, wie sie die immerwährende Wachsamkeit und Sorgfalt in der Ausübung der oben genannten Tugenden erfordern mag.

Wenn deshalb etwas bei ihnen in der Gefahr des Niedergangs stünde, wären es diese (...).

21 Dokument 1111. In: Mary Ward. Quellentexte, Bd. 3, 105.

22 Autobiographische Aufzeichnung 1. In: Mary Ward. Quellentexte, Bd. 1, 12.

Ebenso dass wir, denen die Bildung, Urteilkraft und andere Möglichkeiten fehlen, die den Männern offen stehen, dennoch aus der Hand Gottes wahre Weisheit erlangen können und die Fähigkeit zur Ausübung aller Tätigkeiten, die die Verwirklichung unserer Lebensweise von uns fordert, wenn wir in diesen gegründet sind.“

Die Erkenntnis „Nimm dasselbe von der Gesellschaft“ brachte ja nicht nur Licht und Klarheit, sondern auch eine Not mit sich: Wie sollen Frauen dasselbe ausüben können wie die studierten Jesuiten? Nun die Antwort: Frauen können es durch Gottes Gnade. Und umgekehrt dürfen auch die Jesuiten nicht vergessen, dass sie trotz aller Studien auf Gott angewiesen bleiben (siehe Konst. 812 und 813²³).

Alle Menschen können es, wenn sie sich immer wachsam und sorgfältig in ihrem Handeln um die Verwirklichung von Gerechtigkeit mühen – in immerwährender Wachsamkeit und Sorgfalt, die der besonderen Mitwirkung der Gnade Gottes bedarf, die aber auf eben diese Mitwirkung bauen darf. Diese *„fortwährende Wachsamkeit und Sorgfalt“* ist keine schlaflose Ängstlichkeit, sondern die Offenheit für alle Anregungen zum Guten, die Bereitschaft, uns in den guten Taten zu bewegen, die Gott für uns vorbereitet hat.

Noch deutlicher wird das in einer Exerzitenbetrachtung im April 1619, in der Mary Ward erkennt, *„dass alle derartigen Bewegungen, die zum Gutsein anspornen, ob sie mit mehr oder weniger Wirkung kommen, so viel sie sind, immer von Gott kommen, und dass wir keinen Anteil an ihnen haben.“* Unser Anteil, auch wenn er nur klein ist, besteht *„in der Mitwirkung oder Ausführung“*.²⁴ Bleibende Wachsamkeit und Offenheit sind notwendig, um die Anregungen Gottes zum Guten wahrzunehmen. Sorgfalt ist in der Ausführung des als gut Erkann-

23 Ignatius von Loyola, Satzungen der Gesellschaft Jesu (Text B), 812f. In: Ignatius von Loyola, Gründungstexte der Gesellschaft Jesu, übersetzt von Peter Knauer [Deutsche Werkausgabe 2], Würzburg 1998, 820f.

24 Dokument 198 D. In: Mary Ward. Quellentexte, Bd. 1, 441.

ten nötig, damit unsere Mitwirkung so gut gelingt, wie es in unseren Möglichkeiten steht. Wachsamkeit und Sorgfalt sind Voraussetzungen für das Ziel der „vollen Hinwendung zu allen guten Werken und Eignung und Verfügbarkeit für sie“, ebenso wie es Voraussetzung ist, frei zu sein „von allem, was einen von irdischen Dingen abhängig machen könnte“.

Die „discreta caritas“, das liebende Handeln, das in kluger Unterscheidung gründet, die „liebvolle Sorgfalt in allen Dingen“²⁵ hängen nicht von Studien und dem Bildungsgrad ab, sondern davon, dass wir auf Gott hin frei sind und uns in Gerechtigkeit und Aufrichtigkeit üben.

12.

„An diesem und dem folgenden Tag, als meine Betrachtungen die Beschaffenheit dieser Seinsweise weiter ans Licht brachten, kam mir vor, dass ich diese Besonderheiten eine nach der anderen, und zwar praktisch und nicht durcheinander, besser verstand als je zuvor; sie führten mich verschiedentlich zu diesem ersten Zustand als der Quelle und besten Voraussetzung für jemanden, der all dies gut ausüben will. Und von dort konnte ich ohne Mühe zu diesen (Besonderheiten) zurückkehren und mit großer Klarheit und einzigartigem Seelenfrieden ihre Vorzüglichkeit und Angemessenheit erkennen.

So war ein großer Teil dieser beiden Tage außerordentlich wohltuend und, so hoffe ich, nützlich. Denn ich komme zu dem Verlangen, gut zu sein (was ich, wie ich erkenne, nicht bin und ohne das es mir unmöglich zu sein scheint, etwas Gutes zu tun, zumindest entsprechend der Weise des Lebens, zu der ich, wie ich glaube, berufen bin; denn mein Wille ist so außerordentlich eigensinnig und verquer, dass er mich kein einziges Gut mit Sicherheit oder ohne Furcht,

²⁵ Dokument 132 F. In: Mary Ward. Quellentexte, Bd. 3, 552.

²⁶ Autobiographische Aufzeichnungen 1. In: Mary Ward. Quellentexte, Bd. 1, 17.

²⁷ Dokument 213 C. In: Mary Ward. Quellentexte, Bd. 1, 472.

es wieder zu verlieren, besitzen lässt. Und wie sehr mich dieser Mangel an Sensibilität für Gottes Gnadenerweis in allem hindert, erkenne ich deutlicher, als ich es denen zeigen kann, denen gegenüber ich dazu verpflichtet bin). Ich bitte Sie demütig, von Gott meine Besserung zu erwirken und mir zu helfen, gut zu sein, wie viel es auch kosten mag. Geben Sie uns allen Ihren Segen.

Ihre immer unwürdige Mary Ward“

Die Besonderheiten der Lebensweise der Gemeinschaft bringt Mary Ward in der Ratio instituti zu Papier: die Verbindung von Ordensleben und Dienst für die Menschen, die Klausurfreiheit, die gewöhnliche Kleidung, sogar das Recht zur Entlassung von Mitgliedern, die die Voraussetzungen nicht erfüllen, all das erhielt seine Richtigkeit und rechte Beleuchtung aus der grundlegenden Seinsweise freier und auf Gott ausgerichteter Menschen.

Mary Ward spricht in Bezug auf sich selbst nicht von Gerechtigkeit, sondern vom Gutsein als der Quelle aller Tugenden und der Voraussetzung zum guten Handeln. Wir können deshalb das eine durch das andere ersetzen: Gutsein, Werke des Guten, aus Gutsein getan, und dass wir so gut seien, wie wir vor anderen erscheinen, und uns nicht besser zeigten, als wir sind.

Gut sein ist die Voraussetzung für unsere Mitwirkung an den guten Werke, zu denen wir geschaffen sind und die Gott für uns vorbereitet hat. Haupthindernis ist der Mangel an Sensibilität für Gottes Gnadenerweis, für Gottes Anregungen zum Guten: *„Ich empfangen immer, wirke aber nicht in allem mit und bleibe daher undankbar.“²⁶*

Gut sein und ganz Gott gehören sind für Mary Ward die zwei Seiten der einen Medaille. Im Oktober 1619 notiert sie *„eine kurze, unvollständige Erkenntnis des ausgezeichneten Zustands eines Menschen, der ganz Gott gehört: Dass nur solche, die dies in Wahrheit leben, stark und geeignet sind für all die guten Werke, die in dieser Welt getan werden müssen.“²⁷*

„Die Wahrheit befähigt, die Dinge zu erkennen,
wie sie in sich selbst sind, zwischen Nichtigem und Wesentlichem
zu unterscheiden, zwischen dem, was getan werden soll und was
nicht zu tun ist.“

Autobiographische Fragmente, Archiv Rom (AB)

Durchgang

*Von Cosima Kiesner Cf, Pfronten-Berg
Glaube im Alltag, 07.06.2015*

Zwischen den Zeilen lesen – einen solchen Rat habe ich beim Interpretieren von Texten oft erhalten. Das äußere Wort steht für einen inneren Gehalt. Dieses „Zwischen den Zeilen lesen“ ist der Grund, warum ich mich irgendwann fragte: Was ist eigentlich zwischen den Situationen passiert, die in den Evangelien und in der Apostelgeschichte aufgeschrieben wurden? Das füllt doch kein Jahr? Das füllt doch kein Leben? Ich bin nur auf eine Antwort gekommen: Dazwischen war wohl ziemlich viel normales Leben, nicht wert aufgeschrieben zu werden: Arbeit und Erholung, Familie, Freunde und Einsamkeit, Gesundheit und Krankheit, Freuden und Sorgen und all das, was so Tag für Tag das Leben füllt.

Dann hat sich ja eigentlich nichts geändert – nicht durch das Weihnachtsergebnis, nicht durch Ostern und auch nicht durch Pfingsten. Alles beim Alten. Aber das stimmt nicht, jedenfalls nicht für mich und nicht, wenn ich auf die neutestamentlichen Schriften schaue. Ich kann auch Heiligenbiographien heranziehen und sogar bis heute und in meinem Lebenskreis Beispiele dafür finden, dass sich doch etwas geändert hat. Für den Menschen, der glaubt, dass Gott uns in Jesus gezeigt hat, dass der Tod nicht das letzte Wort hat, hat sich Entscheidendes geändert.

Hier leben wir in einer zeitlichen Abfolge. Wir werden geboren, wir wachsen, wir werden erwachsen, wir wählen und entscheiden, wir altern und wir sterben. Wir können die Zeit nicht anhalten und wir können uns nicht dauerhaft einrichten. Nicht in der Arbeit und nicht in der Erholung, nicht in der Zweisamkeit und nicht in

der Einsamkeit, nicht in der Liebe und nicht im Verlust, nicht in der Freude und nicht in der Verzweiflung. Nichts ist dauerhaft. Eindrücklich lese ich das im Buch Kohelet (Kap. 3): Alles hat seine Stunde. Eine Zeit zum Weinen und eine Zeit zum Lachen, eine Zeit für die Klage und eine Zeit für den Tanz; eine Zeit zum Umarmen und eine Zeit, die Umarmung zu lösen; eine Zeit zum Suchen und eine Zeit zum Verlieren.

Dieser Abfolge von guten und schlechten Zeiten bleibt der Mensch unterworfen. Wer aber glaubt, der kann durch die guten und die schlechten Zeiten hindurchwandern. Der hat sich nicht festgemacht im Glück und weiß um die Vergänglichkeit des Unglücks. Er weiß, dass er auf ein Ziel zugeht. Er hat sich fest gemacht in Gott.

Alles, was nicht in Gott und für Gott ist, wird mit der Zeit vorübergehen. So hat es Mary Ward ausgedrückt, die Gründerin der Congregatio Jesu. Wer sich mit Gott verbindet, bleibt. Wer das erkannt hat, für den hat sich alles verändert. Für den ist Leben ein Durchgang, eine vielleicht 80 Jahre dauernde Schwangerschaft, ein lange währender Geburtsvorgang, der gleicherweise erlitten und aktiv gestaltet wird. Dieser Vorgang ist anstrengend, er fordert heraus, er ist schön und erfüllend, aber er ist nur ein Durchgang. Wie tröstlich.

Ein Jahr der Barmherzigkeit

Von Sr. Dr. Igna Kramp C⁷, Frankfurt am Main

Impulsreferat an Rekolektiotagen für pastorale Mitarbeiter in den Diözesen Mainz, Trier, Limburg und Fulda

1. Warum eigentlich ein Jahr der Barmherzigkeit?

Papst Franziskus hat vom 8. Dezember 2015 bis zum 20. November 2016 ein außerordentliches Heiliges Jahr der Barmherzigkeit ausgerufen. Er schreibt in der Eröffnungsbulle *Misericordiae Vultus*: „Es gibt Augenblicke, in denen wir aufgerufen sind, in ganz besonderer Weise den Blick auf die Barmherzigkeit zu richten“¹. Aber wie kommt Papst Franziskus eigentlich auf diesen Gedanken? Warum ist ein solcher Augenblick für ihn *jetzt*, 2015 und 2016? Seine Aufmerksamkeit für Barmherzigkeit hat verschiedene Vorgeschichten, denen nachzugehen sich lohnt. Zunächst bezieht sich das Eröffnungsdatum des Heiligen Jahres auf das Ende des II. Vatikanischen Konzils zurück. Bei dessen *Eröffnung* hatte Papst Johannes XXIII. betont: „Heute möchte die Braut Christi lieber das Heilmittel der Barmherzigkeit anwenden als die Waffen der Strenge. [...] Die katholische Kirche, während sie durch dieses ökumenische Konzil die Leuchte der katholischen Glaubenswahrheiten hoch hält, will sich damit als eine sehr liebevolle, gütige und geduldige Mutter erweisen, voller Erbarmung und mit Wohlwollen für ihre Kinder, die von ihr getrennt sind.“ Papst Franziskus zitiert diese Worte in *Misericordiae Vultus*. Ebenso zitiert er Worte Pauls

1 PAPST FRANZISKUS: *Misericordiae Vultus*, 3. In: *Misericordiae Vultus*. Verkündigungsbulle von Papst Franziskus zum Außerordentlichen Jubiläum der Barmherzigkeit. [Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls Nr. 200]. 11. April 2015.

2 PAPST FRANZISKUS: *Barmherzigkeit will ich*, hg. von Stefan von Kempis. Stuttgart 2015, 50f.

VI. beim *Abschluss* des Konzils: „Wir wollen vielmehr unterstreichen, dass die Religion dieses Konzils die Nächstenliebe ist [...] die uralte Erzählung vom barmherzigen Samariter wurde zum Paradigma für die Spiritualität dieses Konzils.“ Wie eine Klammer umfassen also diese Worte Johannes XXIII. und Pauls VI. alle Beratungen und Beschlüsse des Konzils. Auf sie und auf das ganze Konzil bezieht sich nun Papst Franziskus mit dem außerordentlichen Heiligen Jahr der Barmherzigkeit. Damit knüpfte er zugleich an Akzentsetzungen seiner beiden Vorgänger im Petrusamt an, die beide Enzykliken verfasst haben, die sich – mehr oder weniger ausdrücklich – mit der Barmherzigkeit befasst haben, Johannes Paul II. *Dives in misericordia* (1980) und Benedikt XVI. *Deus Caritas est* (2005). Auch die Heiligsprechung von Sr. Faustyna Kowalska durch Johannes Paul II. wäre zu nennen.

Sehr wahrscheinlich lässt sich das Thema der Barmherzigkeit bei Papst Franziskus aber auch auf eine konkrete Begebenheit zurückführen. 2013 überreichte ihm nämlich noch vor seiner Wahl Kardinal Walter Kasper sein soeben erschienenen Buch mit dem Titel „Barmherzigkeit. Grundbegriff des Evangeliums – Schlüssel christlichen Lebens“. Franziskus muss es in den Tagen vor seiner Wahl gelesen haben, denn bei seinem ersten Angelus auf dem Petersplatz hat er es ausdrücklich gelobt. Er sagte:

„In diesen Tagen hatte ich die Gelegenheit, das Buch eines Kardinals – Kardinal Kaspers, eines Theologen, der sehr tüchtig ist – über die Barmherzigkeit zu lesen. Und jenes Buch hat mir sehr gut getan, doch glaubt jetzt nicht, dass ich Werbung für die Bücher meiner Kardinäle mache! Dem ist nicht so! Doch es hat mir so gut-, so gutgetan ... Kardinal Kasper sagte, dass von der Barmherzigkeit zu hören, dass dieses Wort alles ändert. Es ist das Beste, was wir hören können: Es ändert die Welt.“²

2. Der Dogmatikerkardinal und der Jesuitenpapst

Der Papst ist also beeindruckt von diesem Buch Kaspers über die Barmherzigkeit. Warum finde ich diesen Zusammenhang bedeutsam für Sie bzw. für uns? Tatsächlich scheint mir das Zusammenspiel zwischen dem Kardinal, der als Dogmatiker Barmherzigkeit neu zu denken versucht und dem Jesuiten, der als Papst zur konkreten Umsetzung der Barmherzigkeit in einem Heiligen Jahr aufruft, äußerst interessant. Es zeigt nämlich, wie eng das theologische Denken und das praktische pastorale Handeln der Kirche verknüpft sind, oder jedenfalls sein sollen. Wollen wir in diesem Heiligen Jahr am barmherzigen Handeln der Kirche mitwirken, bietet sich an, auch über die Barmherzigkeit nachzudenken.

Walter Kasper hat bei den Studien zu seinem Buch über die Barmherzigkeit vor allem eine wichtige Entdeckung gemacht, die er folgendermaßen beschreibt:

„Die Herausstellung der Barmherzigkeit als zentrales Thema für die Theologie des 21. Jahrhunderts [...] bedeutet, der zentralen Bedeutung der Botschaft von der Barmherzigkeit Gottes im Zeugnis des Alten wie des Neuen Testaments neu nachzugehen. Sobald man das versucht, macht man die erstaunliche, ja erschreckende Feststellung, dass dieses für die Bibel zentrale und für die gegenwärtige Wirklichkeitserfahrung aktuelle Thema in den Lexika und in den Handbüchern der dogmatischen Theologie bestenfalls am Rande vorkommt. In den traditionellen wie neueren dogmatischen Handbüchern wird die Barmherzigkeit Gottes nur als eine der Eigenschaften Gottes unter anderen und meist nur knapp erst nach den Eigenschaften, die aus dem metaphysischen Wesen Gottes folgen, behandelt. Die Barmherzigkeit ist also in keiner Weise systembestimmend. In neueren Handbüchern fehlt sie oft ganz,

3 WALTER KARDINAL KASPER: Barmherzigkeit. Grundbegriff des Evangeliums – Schlüssel christlichen Lebens. Freiburg i. Breisgau 2012, 19.

4 Papst Franziskus, Barmherzigkeit will ich, 11f.

und wenn sie überhaupt auftaucht, dann eber nebenbei. [...] Dieses Ergebnis kann man nicht anders denn als enttäuschend, ja als katastrophal bezeichnen. Es verlangt danach, die gesamte Lehre von den Eigenschaften Gottes neu zu bedenken und dabei der Barmherzigkeit den ihr gebührenden Platz zukommen zu lassen.“³

Die göttliche Barmherzigkeit ist also – zumindest theologisch – in Vergessenheit geraten. Es drängt sich mir der Verdacht auf, dass eine solche Vergessenheit in der Theologie nicht ohne Konsequenzen für das Leben der Kirche sein kann. Wenn Barmherzigkeit nicht (mehr) gedacht wird, wird sie dennoch gelebt? Gott sei Dank – sie wird es. Auch wenn die systematische Theologie sie vergessen hat, die Schrift hat sie nie vergessen, und wer nach der Schrift lebt, wird sie auch nicht vergessen. Trotzdem ist hier eine befremdliche Lücke im Denken der Kirche zu konstatieren, die Kasper zu Recht als „katastrophal“ bezeichnet, und die sich sicherlich, wiewohl Barmherzigkeit zu jeder Zeit gelebt wird, auch im Leben der Kirche als schmerzliche Lücke zeigt. Ich halte nicht für ausgeschlossen, dass Papst Franziskus genau aus diesem Grund ein Jahr der Barmherzigkeit ausgerufen hat: um die theologisch und bisweilen auch praktisch vergessene Dimension der Barmherzigkeit in der Kirche wieder ins Zentrum der Aufmerksamkeit zurückzuholen. Der mit dem Papst vertraute Jesuit Antonio Spadaro konstatiert jedenfalls: „Er [der Papst] glaubt fest daran, dass die Barmherzigkeit nicht nur eine pastorale Haltung ist, sondern die Botschaft selbst.“⁴ Wenn Barmherzigkeit aber die Botschaft selbst ist, muss sie in der Theologie und im Leben der Kirche an zentraler Stelle stehen. Es geht also im Jahr der Barmherzigkeit um eine Reform des geistlichen und pastoralen Lebens der Kirche ebenso wie ihres Denkens. Kardinal Walter Kasper unternimmt eine solche (Klein-) „Reform“ der Theologie in seinem Buch, und er tut dies – für einen Systematiker ungewöhnlich – vor allem von der Schrift her. Es lohnt sich, einige seiner Überlegungen mit- und weiterzudenken, was ich im folgenden Abschnitt tun möchte.

3. Eine biblische (Wieder)entdeckung: Die Offenbarung(en) des Namens Gottes als Barmherzigkeit⁵

Mit Walter Kasper habe ich neu entdeckt, dass Gott seinen Namen dem Volk Israel am Sinai nicht nur einmal, sondern gleich dreimal offenbart, und dass insbesondere die dritte, aber eigentlich jede der Namenoffenbarungen im Buch Exodus in besonderer Weise von Gottes Barmherzigkeit künden.

Die bekannteste Offenbarung des Namens erfolgt bei der Berufung des Mose in Ex 3. Als Mose sich der rätselhaften Erscheinung im brennenden Dornbusch nähert, offenbart sich ihm der Herr als „Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs“. Und was er zu Mose sagt, ist durchdrungen von Erbarmen (Ex 3,7–8):

„Ich habe das Elend meines Volkes in Ägypten gesehen und ihre laute Klage über ihre Antreiber habe ich gehört. Ich kenne ihr Leid. Ich bin herabgestiegen, um sie der Hand der Ägypter zu entreißen und sie aus jenem Land hinauszuführen in ein schönes, weites Land, in ein Land, in dem Milch und Honig fließen...“

Gott sieht das Leid. Er leidet mit. Er rettet. Und er geht mit – er zieht mit seinem Volk aus Ägypten und durch die Wüste ins gelobte Land. Das sagt bereits sein Name, nach dem Mose fragt, indem er sagt (Ex 3,13f):

Gut, ich werde also zu den Israeliten kommen und zu ihnen sagen: Der Gott eurer Väter hat mich zu euch gesandt. Da werden sie mich fragen: Wie heißt er? Was soll ich ihnen darauf sagen? Da antwortete Gott dem Mose: 'e|hyè 'ásèr 'e|hyè.

⁵ In diesem Abschnitt referiere ich überwiegend Walter Kaspers biblische, v.a. alttestamentliche Hinführung zum Thema der Barmherzigkeit, mit eigenen Erweiterungen. Vgl. für das ganze Kapitel Abschnitt III,3 (Die Offenbarung des Namens Gottes als Offenbarung seiner Barmherzigkeit) aus Kasper, Barmherzigkeit.

Dieses 'e|hyè 'áser 'e|hyè kann man nur unzureichend ins Deutsche übersetzen. Die bekannteste Übersetzung ist wohl „Ich-bin-der-ich-bin-(da)“. Buber und Rosenzweig formulieren: „Ich werde da sein als der ich da sein werde.“ Beide Übersetzungen entsprechen der hebräischen Form des Imperfektes. Dieses ist im Wortsinn als Im-Perfekt, also als unvollendete Zeitform zu verstehen. Gemeint ist nicht eine Vergangenheitsform wie bei unserem Imperfekt, sondern eine Zeitform, die von der Gegenwart spricht, aber auch in die Zukunft hinein offen ist. Gott ist der, der da ist und auch zukünftig da sein wird. Damit offenbart er sich als Lebendiger, als mitgehender Gott. Nicht zufällig zitiert Jesus diese Stelle im Markusevangelium in einem Streitgespräch mit den Sadduzäern als Beleg dafür, dass die Toten auferstehen. Er sagt (Mk 12,26f):

„Daß aber die Toten auferstehen, habt ihr das nicht im Buch des Mose gelesen, in der Geschichte vom Dornbusch, in der Gott zu Mose spricht: Ich bin der Gott Abrahams, der Gott Isaaks und der Gott Jakobs? Er ist doch nicht ein Gott von Toten, sondern von Lebenden. Ihr irrt euch sehr.“

Wir sind gewohnt, die Auferstehung der Toten gemäß der Argumentation des Paulus als eine Realität zu sehen, die von der Auferstehung Christi her gedacht wird. Jesus argumentiert hier aber ganz anders: sein Vater, jener Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs, der sich Mose im Dornbusch offenbart hat, lässt die Toten nicht im Tod, weil er selbst der Lebendige ist. Er ist da und wird da sein, auch im Tod. Abraham, Isaak und Jakob leben bereits in seiner Gegenwart! Gott ist da, geht mit, in Leben und Tod des Menschen, er leidet mit, er rettet! Dafür bürgt sein Name, und deshalb besteht ein enger Zusammenhang zwischen der Offenbarung des Namens Gottes und seiner Barmherzigkeit.

Diese lebendige Zugewandtheit wurde in der Theologie nicht immer so deutlich wahrgenommen, wie die Schrift sie im hebräischen Wortlaut ausdrückt. Denn die griechische Bibel (LXX) gab

den Gottesnamen in Ex 3,14 mit *egô eimi ho ôn* – wieder: „Ich bin der Seiende“. Mose sollte nach diesem Text zu den Israeliten sagen: „Der Seiende hat mich zu Euch gesandt.“ Diese Formulierung ermöglichte die Gleichsetzung des „Seienden“ der Bibel mit dem „Seienden“ der Philosophie. Der lebendige Gott wurde von daher bisweilen in einer Statik gedacht, die der ursprünglichen biblischen Erfahrung von seiner Lebendigkeit nicht gerecht wird. Allerdings gab es neben *ho ôn*, dem Seienden, in der Septuaginta auch den *egô eimi egô eimi*, Ich bin (der) ich bin, allerdings bei Jesaja (43,25; 45,18; 46,4; 51,12), nicht im Buch Exodus. Im Neuen Testament wird beides aufgenommen. In Offb 1,4 wünscht der Seher Johannes den sieben Gemeinden in Asien „Gnade und Friede Euch von dem Seienden, dem, der war und dem, der kommen wird“. Hier stehen eine statische und eine dynamische Beschreibung Gottes nebeneinander. Im Johannesevangelium spricht Jesus in den berühmten „Ich-bin-Worten“ von sich mit jenen Worten des Gottesnamens. Jesus ist nach seiner eigenen Aussage bei Johannes der „Ich bin“. In der Schrift bleibt also die Erfahrung des Gottes, der sich als „Ich bin der ich bin da“ offenbart hat, in ihrer Dynamik lebendig. Die Theologie dagegen schöpfte schon in ihren Anfängen auch aus der griechischen Philosophie. Dies mag ein Grund für jene Diskrepanz zwischen biblischer und systematischer Theologie in puncto Barmherzigkeit sein, die Kasper konstatiert.

Bereits die erste Namensoffenbarung Gottes an Mose zeigt seine Lebendigkeit, sein Mitgehen. Seine Barmherzigkeit wird erst später ausdrücklich benannt. Bei der ersten Offenbarung geht es ja auch noch um die Rettung aus Ägypten. Entscheidend ist dabei, dass Gott ein mitleidender, gleichsam sympathischer Gott ist, ein Gott, der rettet. Seine Barmherzigkeit kommt erst nach dem Bundesschluss am Sinai und seinem ersten Bruch ins Spiel. Nachdem Gott mit seinem Volk den Bund geschlossen hat, bleibt Mose auf dem Berg Sinai. Warum? Weil Gott ihm mitteilt, wie er

vom Sinai weg mit seinem Volk mitziehen will – im Bundeszelt, das nicht nur Vorbild des späteren Tempels, sondern auch eine Art „transportabler Sinai“ ist. Dieses Zelt wird Mose gezeigt, damit er es, wenn er wieder vom Berg herunterkommt, genauso anfertigen kann, wie er es oben gesehen hat. Während er aber vierzig Tage auf dem Berg bleibt, wird das Volk unten ratlos und ungeduldig. Mose, ihr Mittler, ist auf dem Berg verschwunden. Was sollen sie tun, um weiter mit Gott in Kontakt zu treten? Anstelle des wahren Kultes, der Mose offenbart wird, schaffen sie selbst einen falschen Kult: das goldene Kalb. Und brechen damit die Urkunde des Bundes, die verbietet, ein Bildnis zu machen. Als Mose das sieht, zerschmettert er bekanntlich die beiden Tafeln mit dem Zehnwort. Vor allem aber weigert sich der Herr jetzt, mit seinem Volk mitzuziehen. Mose setzt sich aber so lange für das Volk ein, bis Gott doch wieder mit ihm ziehen möchte. Er bietet Gott sogar an, ihn selbst aus dem Buch des Lebens zu tilgen, wenn er nur dem Volk verzeiht. Es ist eine lebendige Geschichte von Liebe, enttäuschter Liebe, Zorn und neuer Liebe Gottes. Im Zuge seiner Fürsprache bittet Mose um eine besondere Gnade: Gottes Herrlichkeit zu sehen. Gott geht in rührender Weise darauf ein und offenbart Mose dabei ein zweites Mal seinen Namen (Ex 33,18–23):

Dann sagte Mose: Laß mich doch deine Herrlichkeit sehen! Der Herr gab zur Antwort: Ich will meine ganze Schönheit vor dir vorüberziehen lassen und den Namen des Herrn vor dir ausrufen. Ich gewähre Gnade, wem ich will, und ich schenke Erbarmen, wem ich will. Weiter sprach er: Du kannst mein Angesicht nicht sehen; denn kein Mensch kann mich sehen und am Leben bleiben. Dann sprach der Herr: Hier, diese Stelle da! Stell dich an diesen Felsen! Wenn meine Herrlichkeit vorüberzieht, stelle ich dich in den Felspalt und halte meine Hand über dich, bis ich vorüber bin. Dann ziehe ich meine Hand zurück, und du wirst meinen Rücken sehen. Mein Angesicht aber kann niemand sehen.

Gerade die Sinaioffenbarung zeigt: Heiligkeit und Barmherzigkeit Gottes gehören zusammen. Sein Name, den er vor Mose ausruft, ist Gnade und Erbarmen; sein Angesicht aber kann niemand sehen. Ganz ähnlich wird kurz darauf die dritte Namensoffenbarung vor Mose beschrieben (Ex 34,4b–10):

Am Morgen stand Mose zeitig auf und ging auf den Sinai hinauf, wie es ihm der Herr aufgetragen hatte. Die beiden steinernen Tafeln nahm er mit. Der Herr aber stieg in der Wolke herab und stellte sich dort neben ihn hin. Er rief den Namen JHWH aus. Der Herr ging an ihm vorüber und rief: JHWH ist ein BARMHERZIGER und GNÄDIGER Gott, langmütig, reich an HULD und TREUE: Er bewahrt Tausenden Huld, nimmt Schuld, Frevel und Sünde weg, läßt aber (den Sünder) nicht ungestraft; er verfolgt die Schuld der Väter an den Söhnen und Enkeln, an der dritten und vierten Generation. Sofort verneigte sich Mose bis zur Erde und warf sich zu Boden. Er sagte: Wenn ich deine Gnade gefunden habe, mein Herr, dann ziehe doch mein Herr mit uns. Es ist zwar ein störrisches Volk, doch vergib uns unsere Schuld und Sünde, und laß uns dein Eigentum sein! Da sprach der Herr: Hiermit schließe ich einen Bund: Vor deinem ganzen Volk werde ich Wunder wirken, wie sie auf der ganzen Erde und unter allen Völkern nie geschehen sind. Das ganze Volk, in dessen Mitte du bist, wird die Taten des Herrn sehen; denn was ich mit dir vorhabe, wird Furcht erregen.

Jene dritte Namensoffenbarung: „JHWH ist ein *barmherziger* und *gnädiger* Gott, langmütig, reich an *Huld* und *Treue*“ wird im Alten Testament, vor allem in den Psalmen, stetig wiederholt, ist geradezu zu einer Art Glaubensbekenntnis Israels geworden (z. B. Ps 86,15; Num 14,8; Dtn 4,31; Neh 9,3; 1Jona 4,2). Ein später Reflex darauf dürfte auch die Bezeichnung Jesu als „treuer und barmherziger Hohepriester“ in Hebr 2,17 sein. Jedenfalls ist für den Autor des Hebräerbriefes klar: Gott hat viele Male und auf vielerlei Weise durch die Propheten – gemeint ist hier sicher auch Mose! – gesprochen, in dieser Endzeit aber durch den Sohn“ (Hebr 1,1). Das bedeutet auch, dass jene Barmherzigkeit Gottes, die er Mose offenbart hat, jetzt

im Sohn offenbar wird. Im Sohn aber ist es möglich, Gottes Antlitz zu schauen (ohne zu sterben). „Wer mich gesehen hat, hat den Vater gesehen“, sagt Jesus in Joh 14,11. Und bereits im Prolog zum Evangelium heißt es: „Niemand hat Gott je gesehen. Er, der Einziggeliebte, der am Herzen des Vaters ruht, er hat Kunde gebracht“ (Joh 1,18) – wörtlich sogar „er hat ausgelegt“, nämlich den Vater. So kann Papst Franziskus in *Misericordiae Vultus* zu Recht formulieren: „Jesus Christus ist das Antlitz der Barmherzigkeit des Vaters.“⁶

Ich habe Walter Kaspers Gedanken zu den Namensoffenbarungen Gottes im Alten Testament (mit einigen eigenen Erweiterungen) deshalb aufgegriffen, weil sich daran gut zeigen lässt, dass Barmherzigkeit eben nicht eine beliebige Eigenschaft Gottes ist, sondern zutiefst zu seinem lebendigen Wesen und damit zu seiner Beziehung zu uns Menschen gehört. Diese Barmherzigkeit wird in Jesus von Nazareth Fleisch und bekommt ein menschliches Antlitz, aber darin drückt sich nur aus, was immer schon Gottes Wesen ist. So kann Papst Franziskus formulieren: „Jesus von Nazareth ist es, der durch seine Worte und Werke und durch sein ganzes Dasein die Barmherzigkeit Gottes offenbart.“⁷

Wie Kasper aus der Schrift schöpft, um die Barmherzigkeit in die systematische Theologie zurückzuholen, so empfiehlt analog Papst Franziskus die Betrachtung der Schrift: „Wie viele Seiten der Heiligen Schrift bieten sich ... zur Meditation an, um das barmherzige Antlitz Gottes wiederzuentdecken!“⁸ Gerade diese Stelle scheint mir zu zeigen, dass auch er die Vermutung hat, dass dieses „barmherzige Antlitz Gottes“ eben nicht nur in der systematischen Theologie, sondern auch im spirituellen Leben der Kirche an vielen Stellen vergessen worden ist. Das ist eine Provokation, der wir uns stellen sollten.

6 *Misericordiae Vultus*, 1.

7 Ebd.

8 Ebd., 17a.

4. „Barmherzigkeit will ich“ – der Aufruf des Papstes

Was ist nun das Anliegen des Papstes? Die theologische „Wiederentdeckung“ der Barmherzigkeit Gottes ist nur eine Grundlage für sein „Programm“, wie sie vielleicht eher der Systematiker Kasper als der Papst legen kann. Das Anliegen von Papst Franziskus ist ein praktisches. Barmherzigkeit ist für ihn nicht nur das wesentliche Merkmal von Gottes Handeln an uns Menschen, sondern auch entscheidendes Kriterium des Christseins: „Wie der Vater liebt, so lieben auch seine Kinder.“⁹ Damit steht er auf dem festen Boden der Schrift, insbesondere der Feldrede (= der Bergpredigt „nach Lk“): „Seid barmherzig, wie euer Vater barmherzig ist“ (Lk 6,36).

Für Papst Franziskus ist Barmherzigkeit das Gebot der Nächstenliebe ins Konkrete gewendet.¹⁰ Liebe kann für ihn kein abstrakter Begriff sein, sondern sie drängt zum Tun. Als Frau, die in der ignatianischen Spiritualität beheimatet ist, höre ich hier einen Satz mit, den Ignatius der Schlussbetrachtung „zur Erlangung der Liebe“ in seinen Exerzitien voranstellt: „Die Liebe muss mehr in die Werke als in die Worte gelegt werden.“¹¹ Auch der folgende Punkt, den Ignatius anschließt, trifft Grundgedanken des Papstes: „Die Liebe besteht in der Mitteilung von beiden Seiten, nämlich darin, dass der Liebende dem Geliebten gibt und mitteilt, was er hat oder kann; und genauso umgekehrt der Geliebte dem Liebenden. Wenn also der eine Wissen hat, es dem geben, der es nicht hat; wenn Ehren; wenn Reichtümer; und genauso gegenseitig.“¹² Barmherzigkeit ist gegenseitig. So sind auch die (leiblichen und geistigen) Werke der Barmherzigkeit zu verstehen. Barmherzigkeit brauchen

9 Papst Franziskus, Barmherzigkeit will ich, 15.

10 Ebd.

11 Ignatius von Loyola, Geistliche Übungen, 230. In: Gründungstexte der Gesellschaft Jesu [Deutsche Werkausgabe 2], hg. von Peter Knauer, Würzburg 1998, 204.

12 Ignatius von Loyola, Geistliche Übungen, 231. In: ebd.

13 Papst Franziskus, Barmherzigkeit will ich, 44f.

14 Papst Franziskus, Barmherzigkeit will ich, 16.

wir alle. Und deshalb ist Barmherzigkeit auch nicht einfach Mildtätigkeit, bei der immer der eine, der viel hat, immer dem anderen gibt, der wenig oder nichts hat. In einem solchen Geben kann ein subtiles Machtgefälle verborgen sein, das über die Schwächen und Bedürftigkeiten des Gebenden, seine Wahrheit, hinwegtäuscht. Nicht die Gabe zählt, sondern die Liebe. Vinzenz von Paul sagt daher: „Nur wegen Eurer großen Liebe werden die Armen Euch das Brot verzeihen, das ihr gebt.“ Kaum jemand betont deshalb die Gegenseitigkeit so wie Papst Franziskus, der auf die Frage von Antonio Spadaro im Interview, wer Bergoglio sei, spontan gesagt hat: „Ich bin ein Sünder.“¹³ Wir sind alle gemeinsam unterwegs, und wir sind alle aufgerufen, Christus zu bezeugen, ganz besonders „an den Rändern“ unserer Gesellschaft, aber auch dort werden wir nie nur geben, sondern genauso auch empfangen.

Als Sünder weiß der Papst auch um die Liebe und Kraft des Bußsakraments und wird nicht müde, uns seine Feier ans Herz zu legen. Das hat einen besonderen biographischen Hintergrund. Er selbst hat nämlich seine Priesterberufung mit 17 Jahren in Zusammenhang mit einer Beichte entdeckt. Er beschreibt diese Erfahrung folgendermaßen: „In dieser Beichte ist mir etwas Seltsames passiert ... Es war die Überraschung, das maßlose Erstaunen über eine wirkliche Begegnung mit einem barmherzigen Gott.“¹⁴ Wenn ich das lese, denke ich mir: schon in der Berufungserfahrung des Papstes ist ihm die Barmherzigkeit ins spirituelle Stammbuch geschrieben, für die er sich jetzt so umfassend einsetzt. Solche Erfahrungen der Umarmung eines barmherzigen Gottes (in der Beichte und anderswo) wünscht er uns – wohl wissend, dass es im Raum der Beichte (und anderswo) auch andere gibt, die es eben nicht geben sollte. Er schreibt: „Oft passiert es jedoch, dass jemand kommt und sagt: Ich habe seit Jahren nicht gebeichtet, ich hatte dieses und jenes Problem, ich habe nicht mehr gebeichtet, weil der Priester mir dieses oder jenes gesagt hat. Und man sieht in dem, was die Person berichtet, die Unbesonnenheit, den Mangel

an pastoraler Liebe. Und sie bleiben fern aufgrund einer schlechten Erfahrung in der Beichte. Wenn diese Haltung des Vaters da ist, die aus der Güte Gottes kommt, wird das nie passieren.“¹⁵

Der Papst hat hier und bezüglich der Umkehrbedürftigkeit der Kirche insgesamt einen realistischen Blick und benennt schon einmal deutlich, was Sache ist. Beeindruckend finde ich dabei aber, dass er von Schuldzuweisungen – die ja auch meistens nicht weiterhelfen – Abstand nimmt und dafür eine Option, eine Perspektive aufzeigt. Ich möchte meine Überlegungen zu seinem Aufruf zur Barmherzigkeit mit einem Text schließen, der das in eindrücklicher Weise zeigt:

„Zahlreiche Menschen haben sich von der Kirche entfernt. Es ist falsch, die Schuld dafür diesem oder jenem zuzuschreiben; im Gegenteil, man kann hier von gar keiner Schuld sprechen. Man kann der Geschichte der Kirche und ihren Repräsentanten Verantwortung zuschreiben, ebenso wie gewissen Ideologien und auch einzelnen Menschen. Als Kinder der Kirche sind wir dazu verpflichtet, den Weg des II. Vatikanischen Konzils fortzusetzen, uns unnützer und schädlicher Dinge sowie falscher und weltlicher Sicherheiten zu entledigen, die die Kirche schwerfällig machen und ihrem Antlitz Schaden zufügen. Wir brauchen Christen, die für die Menschen unserer Zeit die Barmherzigkeit Gottes und seine Zärtlichkeit allen Geschöpfen gegenüber sichtbar machen.“¹⁶

5. Und wir?

Jetzt habe ich Ihnen weitergegeben, was Papst Franziskus bezüglich der Barmherzigkeit wichtig ist. Was aber heißt das für uns? In *Misericordiae Vultus* finden sich zwar auch mache konkrete Ratschläge wie die Meditation der Schrift, die Beichte oder die Werke der Barmherzigkeit. Insgesamt scheint mir der Papst aber auch in der Frage, wie denn nun das Jahr der Barmherzigkeit im Leben von uns Glaubenden und pastoral tätigen Menschen kon-

kret Raum greifen kann, eher frei zu lassen. Das ist ein Charakterzug, der mich an ihm von Anfang an beeindruckt hat, und in dem ich auch wiederum den Geist des Heiligen Ignatius wiederfinde. Franziskus stößt an, ruft auf, rüttelt auch manchmal mit deutlichen Worten auf. Aber er gibt kein Programm heraus, was denn nun ganz genau wie gemacht werden soll. Manche irritiert das, insbesondere, weil er mit dieser Weise des Vorgehens bezüglich moralischer Fragen manches offen lässt. Es ist klar: der Fokus liegt auf der Barmherzigkeit. Das ist aber eben eine große Perspektive und keine kleinteilige Bürokratie mit hundert Unterparagrafen. Dabei setzt er auf eine Art geistliches Prinzip der Subsidiarität: dass der Geist Gottes in jedem von uns wirkt und dass wir es schon richtig machen, wenn wir denn barmherzig sind. Man kann das an sehr vielen Stellen seiner Texte zeigen. Bereits im ersten Interview mit der Jesuitenzeitschrift hat mich folgende Passage beeindruckt:

Einmal hat mich jemand provozierend gefragt, ob ich Homosexualität bilige. Ich habe ihm mit einer anderen Frage geantwortet: „Sag mir: wenn Gott eine homosexuelle Person sieht, schaut er diese Existenz mit Liebe an oder verurteilt er sie und weist sie zurück?“ Man muss immer die Person anschauen. Wir treten hier in das Geheimnis der Person ein. Gott begleitet die Menschen durch das Leben und wir müssen sie begleiten und ausgehen von ihrer Situation. Wir müssen sie mit Barmherzigkeit begleiten. Wenn das geschieht, gibt der Heilige Geist dem Priester ein, das Richtige zu sagen.“¹⁷

Und was gibt der Geist dem Seelsorger oder der Seelsorgerin ein, was ist „das Richtige“? Eben das sagt Papst Franziskus nicht. Es ist nämlich im Sinne der ignatianischen Exerzitien „Chefsache“, Sache Gottes. Ähnlich in der folgenden Passage:

¹⁵ Ebd., 82.

¹⁶ Ebd., 111.

¹⁷ Ebd., 68f.

„Ich denke auch an die Situation einer Frau, deren Ehe gescheitert ist, in der sie auch abgetrieben hat. Jetzt ist sie wieder verheiratet, ist zufrieden und hat fünf Kinder. Die Abtreibung belastet sie und sie bereut wirklich. Sie will als Christin weitergehen. Was macht der Beichtvater?“¹⁸

Auch hier sagt der Papst eben nicht, was der Beichtvater macht, oder gar „zu machen hat“. Weil es ihm nämlich genau darum geht, dass der Einzelne, die Person im Blick des Seelsorgers oder der Seelsorgerin ist, und dass Gottes Geist die beiden in der konkreten Situation führt, nicht der Papst ein- und für alle Mal, für jede Situation und jeden Fall. Das darf man nicht mit Laxismus verwechseln, denn – so Franziskus ausdrücklich – der Laxist nimmt den Menschen als Person genauso wenig ernst wie der Rigorist:

„Keiner von beiden ist barmherzig, denn keiner nimmt sich wirklich des Menschen an. Der Rigorist wäscht sich die Hände, denn er beschränkt sich auf das Gebot. Der Laxe wäscht sich die Hände, indem er einfach sagt: ‚Das ist keine Sünde‘ – oder so ähnlich. Die Menschen müssen begleitet werden, die Wunden geheilt.“¹⁹

Franziskus zeigt auch hier nur in der Tendenz auf, wie er seinen Aufruf zur Barmherzigkeit meint. Wichtig ist dabei das Bild der Kirche vom „Feldlazarett“. Die Wunden der Menschen und der Schöpfung müssen im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit von Seelsorgern und Seelsorgerinnen stehen. Das betont er in einer Begegnung mit Priestern, aber ich denke, es gilt für alle Seelsorger, ja, alle Glaubenden:

„Die Wunden müssen behandelt werden, viele Wunden! Viele Wunden! Es gibt so viele verwundete Menschen – von den materiellen Problemen, von

¹⁸ Ebd., 69.

¹⁹ Ebd., 67.

²⁰ Ebd., 74f.

*den Skandalen, auch in der Kirche ... Menschen, die verwundet sind durch die Täuschungen der Welt ... Wir Priester müssen da sein, nahe bei diesen Menschen. Barmherzigkeit bedeutet vor allem, die Wunden zu behandeln. Wenn jemand verwundet ist, dann braucht er das sofort, keine Laboruntersuchungen wie Cholesterin- oder Blutzuckerwerte ... Sondern die Wunde ist da, behandle die Wunde, und dann schauen wir nach den Laboruntersuchungen. Dann werden fachärztliche Behandlungen gemacht, aber zuerst müssen die offenen Wunden behandelt werden. Das ist für mich in diesem Augenblick wichtiger. Und es gibt auch verborgene Wunden, denn es gibt Menschen, die sich entfernen, um die Wunden nicht zu zeigen ... Ich denke gerade an die Gepflogenheit, aufgrund des mosaischen Gesetzes, in Bezug auf die Aussätzigen zur Zeit Jesu, die immer entfernt wurden, damit sie niemanden ansteckten ... Es gibt Menschen, die sich aus Scham entfernen, aus Scham, die Wunden zu zeigen ... Und sie entfernen sich vielleicht mit gerümpfter Nase, gegen die Kirche, aber im Grunde sind sie im Innern verwundet ... Sie wollen eine zärtliche Geste! Und ihr, liebe Mitbrüder – ich frage euch – kennt ihr die Wunden eurer Gemeindeglieder? Spürt ihr sie? Seid ihr ihnen nahe? Das ist die einzige Frage ...*²⁰

Wenn Franziskus ein „Rezept“ für die Seelsorge gibt, wenn es das überhaupt geben kann, dann ist es das: Sorgt Euch um die verwundeten Menschen. Wie, das ist unserer Intuition und Initiative überlassen. Einen Gedanken kann ich dazu allerdings noch beisteuern: nämlich die in der neutestamentlichen Wissenschaft gängige Erkenntnis, dass Jesus ein offensives Heiligkeitskonzept praktiziert hat. Das heißt, er hat eben nicht den Abstand des mosaischen Gesetzes zu den Toten, Blutenden und Aussätzigen gewahrt (das genau wäre ein defensives Heiligkeitskonzept, bei dem man gleichsam jede „Ansteckungsgefahr“ meidet), sondern er hat sich nicht gescheut, Unreines, Unheiliges und alle damit Infizierten zu berühren und sie zur Heiligkeit zu führen. Das eben ist „offensive Heiligkeit“ – das Heil ist ansteckend, nicht das Unheil! Weil es darüber hinaus kein „Rezept“ für barmherzige Seelsorge gibt, weder von Seiten des Papstes noch überhaupt, möchte ich

auch mein Impulsreferat mit einer Frage beenden: Was wollen wir – was will ich im Sinne von jeder und jede von uns – tun im Jahr der Barmherzigkeit? Wie ist meine Haltung und wie könnte sie in meinem Leben und Arbeiten, für die und mit den Menschen, mit denen ich zu tun habe, konkret werden?

Pforten der Barmherzigkeit

Von Sr. Dr. Igna Kramp Cf, Frankfurt am Main

*Erklärung der Heiligen Pforten für Rekolektiotage der pastoralen Mitarbeiter
– zugleich als Handzettel an der Pforte im Frankfurter Dom mitzunehmen*

„Heilige Pforten“ gibt es in jedem Heiligen Jahr, so auch im Jahr der Barmherzigkeit. Das Besondere in diesem Jahr ist also nicht, dass es sie gibt, sondern dass es sie (fast) überall gibt, nicht nur in Rom oder an anderen herausgehobenen Orten wie z. B. Santiago de Compostela oder der Kirche Portiuncula. Papst Franziskus legt großen Wert darauf, dass *jeder* „Zugang“ zu diesen Pforten hat. Deshalb kann selbst dem Gefangenen die Tür der Gefängnis-kapelle oder sogar seiner Zelle zur Heiligen Pforte werden, wenn er seine Gedanken dabei zu Gott erhebt.

Die Pforten laden dazu ein, am Jubiläumsablass teilzuhaben. Das mag bei manchem gerade in Deutschland als Heimat der Reformation mit ihrer berechtigten Kritik am Ablass*handel* nicht auf Zustimmung stoßen. Es lohnt sich aber ein zweiter Blick: Ursprünglich bedeutet das lateinische Wort für Ablass (*indulgentia*) nichts anderes als Nachsicht, Güte, Milde, Gnade, ja sogar Zärtlichkeit. Die Pforten laden ein, die umfassende Vergebung Gottes zu erfahren. Nicht der Mensch handelt hier mit Gott, sondern Gott handelt liebevoll am Menschen, der sich seiner Liebe öffnet. Geheilt werden alle bösen und schmerzlichen Folgen menschlicher Schuld und Sünde noch über die Vergebung selbst hinaus.

Vielleicht können wir die Tradition des Ablasses als Medizin für unsere verwundete Seele sehen, die man besser – wenn man das will – probiert als diskutiert. Neben dem Gang durch eine Heilige Pforte gehört dazu, das Bußsakrament zu empfangen und an der

Eucharistiefeier teilzunehmen, die Barmherzigkeit Gottes zu bedenken und zu meditieren, das Glaubensbekenntnis zu sprechen und für den Papst und in dessen Anliegen zum Wohl der Kirche und der ganzen Welt zu beten.

„Das entspricht der Wahrheit, das gut zu verrichten, was wir zu tun haben. Manche denken, es sei nichts, gewöhnliche Dinge zu tun. Aber für uns gilt: Die gewöhnlichen Dinge gut verrichten, alles, was alltäglich ist in jedem Amt oder bei jeder Beschäftigung, was immer es sei, das gut tun, das ist unsere Sache, und das wird mit Gottes Gnade uns im Eifer erhalten.“

Ansprachen Maria Wards an die Gefährtinnen I, 1617, z. T. veröffentlicht bei Chambers

Nachbarschaft als Nachfolge

Die Schwestern der Congregatio Jesu teilen sich ihr Haus in Hannover mit Flüchtlingsfamilien

Von Sr. Birgit Stollhoff C7, Augsburg

Erschienen in: Ordenskorrespondenz 2/2015, 166–168.

Erst hören wir ein Kichern, eine Tür oben im Haus fällt zu. Dann ein Rumoren im Treppenhaus, einzelne quiekende Stimmen streiten sich und Trappelschritte kündigen an, wer da kommt. Und dann stehen sie da, drei kleine dunkle Kinder mit großen braunen Augen und wollen unterhalten werden: Die fünfjährige Hilda zeigt stolz ihre neue Flechtfrisur; der zweijährige Gabriel ist fasziniert vom Hausbrunnen und der dreijährige Solomo rennt gleich in die Küche und fordert lautstark Schokolade. Statt ruhigem Kaffeetrinken mit der Mitschwester steht als nächstes Seifenblasen-Fangen auf dem Programm.

Seit einem Jahre leben sie bei uns: derzeit sechs Frauen mit ihren Kindern; aktuell drei kleinen Kindern und einem Jugendlichen. Dazu kommen vier Babys, die in diesem Jahr bei uns geboren wurden. Die Frauen kommen überwiegend aus Afrika, Ghana; manche haben weitere Kinder in Afrika oder anderen Ländern zurückgelassen. Die ersten Familien sind schon wieder ausgezogen, neue sind gekommen. Warum die Frauen nach Deutschland kommen, wissen wir nicht. Zum Ende der Schwangerschaft haben sie sich hier als Flüchtlinge gemeldet und sind unserem kleinsten Flüchtlingsheim in Hannover zugewiesen worden. Seither ist es lebendig geworden bei uns fünf Schwestern der Congregatio Jesu in Hannover.

„Flüchtlinge von heute sind Nachbarn von morgen – so sollten wir sie behandeln.“ hat der niedersächsische Ministerpräsident Weil

gefordert und diese Nachbarschaft leben wir. Unser dritter Stock stand schon länger leer. Da passte der Vorschlag unserer Oberin, dort Flüchtlinge aufzunehmen, perfekt. Das Bistum unterstützte die Idee von Anfang an, die Caritas übernahm die Leitung und Zuständigkeit: Formal ist unser Flüchtlingsheim eine Zweigstelle eines größeren Wohnheims der Stadt, allerdings mit einer eigenen Sozialarbeiterin in Teilzeit und Nachtwächtern. Für uns war und ist das eine wichtige Entlastung und dient der Klarheit unserer Rolle: Wir sind nicht verantwortlich für die Flüchtlinge. Dafür hätten wir weder die Qualifikation noch die erforderliche Zeit neben unsere anderen Aufgaben – in Landesbüro der Caritas, im Provinzrat, in der Medienarbeit und in der Gefangenenseelsorge. Wir verstehen uns im besten Sinn als die ersten Nachbarn unserer Mitbewohner.

Was bedeutet es für eine kleine Gemeinschaft, Flüchtlinge aufzunehmen?

Zuallererst hat sich unsere Wahrnehmung verändert: Wir haben die Nachrichten aufmerksamer verfolgt, Zeitungsartikel ausgetauscht, Informationsveranstaltungen besucht. Mit dem Einzug haben die Geschichten und Nachrichten Gesichter bekommen. Es sind nicht mehr „die Flüchtlinge“, wir sprechen von Emilia, Richard, Dennis, Justin und Ernestina.

Bilder von Flüchtlingen auf Schlepperschiffen im Mittelmeer haben eine andere Bedeutung, wenn man sich fragt: Waren die unseren auch auf so einem Schiff? Die Kinder unterhalten sich auf Italienisch, die meisten Familien haben vor ihrer Einreise nach Deutschland in Italien gelebt, ohne da mehr zu erzählen. Auch sonst hören wir wenig über die persönlichen Hintergründe. „Die Flüchtlinge auf dem Mittelmeer“ – das ist viel weiter weg als der dreizehnjährige Gideon, den wir im Treppenhaus treffen. Wenn diskutiert wird, ob und wie jungen Flüchtlingen eine Ausbildung und ein Bleiberecht gewährt werden kann, lautet für uns die Frage:

Werden die fünfjährige Hilda und der neunjährige Dennis auch nach dem Abschluss der Schule, nach Erreichen der Volljährigkeit hier bleiben können? Haben sie eine Zukunft in Deutschland? Wir sind nicht mehr distanziert. Wir haben Partei ergriffen für die Armen, für die Flüchtlinge.

Unsere neuen Mitbewohner haben unsere Räume verändert: Unten im Raum neben der Haustür stand lange ein Fuhrpark von Kinderwägen. Im Eingangsbereich sitzen immer neue Gesichter – mal ehemalige Bewohner, die zu Besuch kommen, mal unsere Familien, mal irgendwelche Besucher, auch junge oder ältere Männer, die auch irgendwie dazu gehören. Wir fragen nicht nach. Die Treppe hinauf in den dritten Stock zieren Kinderpuppen, verlorene Kinderschuhe oder Kekskrümel. Und natürlich haben die Kinder längst alle Lichtschalter und die Hausglocke entdeckt. Es gibt aber auch mehr geschlossene Türen, wir lassen unsere Handtaschen nicht mehr offen stehen. In der Küche steht die Keksdose für die Kinder, aber unser Wohnflur ist „Privatbereich“ und damit tabu für unsere Mitbewohner. Auch wir betreten nicht ungefragt den dritten Stock. Wir sind nicht mehr „Herren im Haus“; wir sind Mitbewohner.

Und es nicht mehr still im Haus! Im Flur hören wir das Lachen der Kinder. Bei der Arbeit am PC hören wir es über uns trappeln, der Ball knallt auf den Boden, ein Kind brüllt. Nachts, beim Einschlafen, hören wir das Neugeborene schreien. Statt „stiller Gebetszeiten“ gibt es immer wieder Stoßgebete: „Lieber Gott, was auch immer die da oben grade umwerfen – pass auf, dass sie sich nichts tun!“

Unsere Rollen haben sich verändert: Wir haben zwar keine festen Aufgaben übernommen, aber die Schwestern, die tagsüber mehr im Haus sind, vor allem unsere älteste Mitschwester, sind stärker eingebunden, werden zuerst informiert, wenn etwas vorgefallen

ist oder ansteht. Wir anderen, jüngeren Schwestern, die tagsüber außerhalb arbeiten, sind damit herausgefordert, anders den Kontakt zu suchen – etwa eben mit Plätzchenbacken oder Fahrradrepariieren.

Unsere Hauptaufgabe ist: Nachbarn sein. Wir tragen mal den Müttern die Tüten rauf, freuen uns über die Neugeborenen, backen zu Weihnachten Plätzchen und gehen mit den Älteren auch schon mal in Fußballstadion – dank netter Unterstützung eines ehrenamtlichen Helfers.

Armut, Keuschheit und Gehorsam klingen anders, seit wir mit Flüchtlingsfamilien zusammenleben: Was ist unser Gehorsam gegenüber dem einer Mutter, eingespannt in die Bedürfnisse der Kinder, die Zukunft vorgegeben vom Asylverfahren? Wie arm leben wir, wenn über uns eine Flüchtlingsfamilie zu dritt und mit vier Koffern Gepäck einen einzigen Raum bewohnt? Wie leicht ist der Verzicht auf Familie, wenn wir jetzt mitten zwischen Schwangeren, Babys, Kleinkindern und Schuldkindern leben? Unsere Flüchtlinge fragen uns in unserer Lebensweise an; gleichzeitig dürfen wir ein bisschen an ihren Familienalltag teilhaben.

Schließlich: unser Gebet hat sich verändert. Wenn wir mit dreien der Kinder zum Krippenspiel gehen und zuhause vier Neugeborene sicher und geborgen in Deutschland schlafen, liest sich die Weihnachtsgeschichte anders. Jesus im Stall geboren, unterwegs; Maria und Josef auf der Flucht nach Ägypten. Durch das Leben, das nun im Haus spürbar ist, kommen auch andere Themen nah. Manchmal blitzt auch das Leid der Mütter durch – ihre Hilflosigkeit im fremden Land, ihre Sprachlosigkeit im deutschen Formularalltag. Die Mütter haben für ihre Kinder alles aufgegeben, leben in einem fremden Land, weit weg von den Wurzeln und Angehörigen. Was bedeutet da Hoffnung, Vertrauen? Was können wir schon geben?

rufung. Unsere Ordensgründerin Mary Ward lebte selber als Engländerin in der Fremde, in Italien, Deutschland und Österreich. *„Die Armen lieben, in dieser Liebe bleiben, mit ihnen leben, sterben und auf-
erstehen. Das war das Ziel von allem Tun Mary Wards“*, steht auf ihrem Grabstein. Mit unserem Flüchtlingswohnheim in Hannover stehen wir in ihrer Nachfolge.

„O mein Gott, wie freigebig bist du, und wie reich sind die,
welchen du die Gnade deiner Freundschaft schenkst.“

VP 3 Verschiedene Papiere: geistliche Aufzeichnungen

Orden und Ortskirche im Konflikt – Plädoyer für einen kritischen Dialog

Von Sr. Barbara Kusche Cf,

*Ko-Referat zum Referat von P. Ulrich Engel OP zum Jahr der Orden,
03.11.15 in St. Bonifatius Mainz*

Mit großer Freude bin ich Ihrem Referat, P. Ulrich Engel OP, gefolgt und danke Ihnen herzlich dafür. Einige Ihrer Gedanken haben mich innerlich sehr berührt, z.B. dass das Ringen um Dialog wie der Kampf Jakobs mit dem Engel ist: Man geht verwundet und gesegnet daraus hervor. Ja, das empfinde auch ich so.

Meinem Ko-Referat möchte ich nun ein Gedicht von Rose Ausländer voranstellen, das sie als alte bettlägerige Frau mit 82 Jahren geschrieben hat. Sie überschreibt es mit: Im Wandel

Was du noch nicht warst / wirst du einmal sein / nichts bleibt dir erspart / im unendlichen Wandel / Sei / was du jetzt bist / ein Mensch.¹

Ich wiederhole den ersten Teil: „Was du noch nicht warst / wirst du einmal sein / nichts bleibt dir erspart / im unendlichen Wandel“ – Rose Ausländer, sie lebte von 1908–88, fühlte sich dem oft unbarmherzigen Fluss der Zeit ausgeliefert. Nichts wurde ihr erspart im Ausgegrenztsein als Jüdin im 2. Weltkrieg, in Ghetto und Heimatverlust. Das sind Erfahrungen, die zunächst tief verletzen und prägen. Aber wie Hiob bleibt auch Rose Ausländer nicht bei den Verletzungen stehen, sie schafft es, sie in einem ganz langsamen Prozess zu wandeln, indem sie diesen bitteren Verlusterfahrungen

¹ Rose Ausländer. Hinter allen Worten. Gedichte. Frankfurt 1992.

Wesentliches entgegensetzt. Auf dem Grund ihrer Seele ruht ein Schatz, den sie erkennt, hebt und lebt, nämlich: „Sei / was du jetzt bist / ein Mensch“. In allem Schmerz und Kampf hat sie sich ihr Menschsein bewahrt als Segen, als Fels, auf den sie selbst und auch andere bauen konnten. So kann sie uns in unseren heutigen Wandlungserfahrungen der Kirche zur Lehrmeisterin werden: Sei / was du jetzt bist / ein Mensch.

Aus dem Umgang mit diesem Wort habe ich drei Lernorte entwickelt:

1. Lernort: Stille und Präsenz

In unserer Zeit des Aktivismus postuliere ich eine Kultur der Stille und Präsenz. In vielen Kirchen und Ordensgemeinschaften kann man Räumen der stillen Präsenz begegnen und darin verweilen. Wir brauchen sie, weil im Lärm so viel verloren geht, das offene Herz und das aufmerksame Ohr für sich selbst, für Gott und füreinander. Ignatius von Loyola lehrt uns als handliches Gegen- oder Lebensmittel: das Gebet der liebenden Aufmerksamkeit, die wichtigste Viertelstunde am Tag, wie er bekennt. Im abendlichen Anschauen Gottes kann ich zur Ruhe kommen, zur inneren Stille, in der die vielfältigen Ereignisse, Begegnungen und Gefühle des Tages ohne zu werten einfach angeschaut werden von mir und von Gott, im vertrauten Dialog miteinander. Dabei werden sich die Geister allmählich unterscheiden lassen: Stärken sie meine Lebenskraft als Mensch oder führen sie davon weg? Ich bitte auch um Weisung, um Vergebung, und später kann ich von Herzen: danken, loben, anbeten, abgeben und loslassen, ja, alles und alle von Gott segnen lassen. Wer diese wache, stille Präsenz auf Gott hin täglich einübt, wird sie allmählich auch während des Tages in sich wahrnehmen und immer wieder den Aufblick suchen.

Dieses gelebte Mensch- und Geschöpfsein vor und mit Gott, befähigt dazu, andere in ihrer Not und Freude, in ihrer Hoffnung und Trostlosigkeit, bei Gott und bei sich zu bergen. Kirche und Ordensleute sind berufen, dieses Fundament zu legen, auf dem man verantwortlich für sich und andere stehen kann. Ich glaube, an dieser Stelle gelingt der Dialog von Orden und Ortskirche.

Bei meinen 2. und 3. Lernorten könnten sich die Orden, so scheint mir, als Lehrmeister für die Kirche erweisen. Dabei greife ich das Stichwort „Communio“ aus Ihrem Referat, P. Engel OP, auf und verwende es in Bezug auf die Gelübde.

2. Lernort: Heilsame Communio

Ordensleute leben unter den drei Gelübden der Armut, Ehelosigkeit und des Gehorsams. Priester leben unter dem Gelübde der Ehelosigkeit und dem Gehorsam gegenüber Gott und dem Bischof. Soweit scheinen sie also gar nicht voneinander entfernt zu sein. Und doch sehe ich einen gravierenden Unterschied: Priester leben besonders heute in der Vereinzelung, Ordensleute in der Regel in Gemeinschaft. Das ist durchaus nicht einfach, wie wir alle wissen. Heilsame Communio, also: Gemeinsam geteiltes Leben ist echte Herausforderung und menschliche Reifungsmöglichkeit, das Beste in sich zum Leben kommen zu lassen und mit anderen wertschätzend zu teilen. Ich denke da nicht nur an Gelungenes, sondern auch an das persönliche Ringen um Lösungen in schwierigen Situationen. Bischof Wanke beschrieb schon vor 15 Jahren diese heilsame Communio in einem persönlichen Beitrag zu „Zeit der Aussaat“ und seine Worte haben an Aktualität nichts verloren:

„Meine Erfahrung ist: Nichtkirchliche Zeitgenossen reagieren dort sehr aufmerksam, wo Christen in Gesprächen, in Alltagsbegegnungen mit eigenen Lebenserfahrungen ‚herausrücken‘. Persönliches interessiert immer! ‚Wie hast du das gepackt? Wie ist es dir

damit ergangen?‘ Christen, die andere an ihrem Leben teilhaben lassen, gerade auch, wenn es nicht glatt und problemlos verläuft, sind für ihre Umwelt interessant. Unser eigener ganz persönlicher Gottesglaube, auch mit seinen Zweifeln und Fragen, muss ‚sprechend‘ werden in Worten und Taten. Wer Höhen und Tiefen seines eigenen Lebens mit österlichen Augen ansehen und deuten kann, kann auch anderen helfen, die eigene Biografie in neuem Licht zu sehen. Wo dieses Zeugnis des Lebens gegeben wird, da öffnen sich Türen und Herzen. Da bekommen andere Mut, ebenfalls christliches Verhalten zu erproben. Da erhalten alte Worte auf einmal wieder neuen Glanz, Worte etwa wie: Ehrfurcht und Staunen, Mitleid und Fürsorge, Selbstbegrenzung und Maß. (...) Wir sind reicher als wir meinen. Christen wissen um Hoffnungsgüter, von denen die Zukunft leben wird.“ (Die deutschen Bischöfe. Zeit zur Aussaat. Missionarische Kirche sein 2000)

Ich denke, eine starke Herausforderung für die Weltpriester unserer Zeit ist es, ihr Leben in so einer heilsamen Communio mit anderen zu teilen: mit einem tragfähigen Freundeskreis, und oder auch mit Menschen ihrer Gemeinde. Predigten, die eigene persönliche Glaubenserfahrungen katechetisch mit einbeziehen, helfen den Mitchristen, auf dem Weg zu bleiben und das eigene Glaubenswissen zu vertiefen.

3. Lernort: Ämter auf Zeit (Mit Ausnahme der Weiheämter)

Jakobus und Johannes, engste Jünger Jesu, baten ihn um die Plätze rechts und links neben ihm in seinem Reich. (Mk 10,37) Karrieredenken und Machtfülle sind schon immer eine Versuchung, auch inmitten der Kirche. Daran hat sich wenig geändert. Ich sage nicht, dass es das nicht auch in Orden gibt. Aber dem ist dort auch ein Riegel vorgeschoben: Leitungsämter werden nur auf begrenzte Zeit verliehen. Ist diese Zeit um, tritt der Obere, die Provinz- oder Generaloberin ohne Gesichtsverlust ins Glied zurück. Sie hat

Verantwortung getragen und wahrgenommen und dem Ganzen gedient. Dann aber darf sie sie loslassen und abgeben. Vielleicht gibt es eine Sabbatzeit, um aufzuatmen und sich auf eine neue andere Sendung vorzubereiten.

Dieser Umgang mit zeitlich begrenzten Ämtern lehrt, uns in die Endlichkeit allen Lebens, auch meines Menschseins, wach und bewusst einzuüben. D.h. doch ich lerne, mit leeren Händen zu leben in dem Vertrauen, dass Gott sie mir zur rechten Zeit neu und überraschend füllen wird. Ämter auf Zeit?! Vielleicht könnte das eine Option auch für kirchliche Ämter sein?

Nehmen wir am Schluss noch einmal die drei Lernorte in den Blick. Stille und Präsenz, Heilsame Communio, Ämter auf Zeit.

Und hören wir am Ende noch einmal das Gedicht von Rose Ausländer:

IM WANDEL

*Was du noch nicht warst
wirst du einmal sein
nichts bleibt dir erspart
im unendlichen Wandel*

*Sei
was du jetzt bist
ein Mensch*

„Ich will ihm geben, was ich habe.
Und was ich brauche,
will ich in ihm finden.“

VP 34 Verschiedene Papiere: geistliche Aufzeichnungen

In der Stille geborgen

*Von Sr. Cosima Kiesner Cf, Pfronten-Berg
Glaube im Alltag, 29.11.2015*

„Nun sei doch mal still!“ – Wer kennt nicht diese Aufforderung, die immer genau dann zu hören war, wenn man als Kind doch gerade Lust hatte laut und nervig zu sein. Es wird schnell langweilig wenn man mit drei Jahren beim Einkauf an der Hand der Mutter dem Gespräch mit der Nachbarin zuhören muss. „Nur weg hier“ ist dann das Ziel. Selbst auf Entdeckungsreise gehen: herumrennen, Dinge aus dem Regal nehmen und einfach losreden, um allen mitzuteilen, was einem gerade in den Sinn kommt. Lärm als Abwehr gegen die Langeweile und Nichtbeachtung – das wendet schon ein Kind an.

Aber das Kind weiß auch schon um die Faszination der Stille. Ganz konzentriert richtet es sich auf Neues aus, auf Wunderbares: auf den Schein der Kerzen, auf die Töne, die aus einem Musikinstrument erklingen. Dann darf nichts diese Konzentration stören, das Schauen, Ergründen, Verstehen. Dann soll es still sein. Dann wird still auf dieses wunderbare neu Entdeckte mit dem Finger gezeigt oder den Eltern hingehalten. Faszination macht still.

Ich erinnere mich noch genau, dass ich mich als Kind lange in etwas so hineinversenken konnte, dass ich alles andere um mich herum vergaß. Es konnte ein Buch sein oder das Spiel mit Legosteinen, das Malen mit Farben oder Musik. Bis heute fällt es mir leicht, mich in den Blick auf das Meer zu versenken. In einen Blick, der die Zeit verliert, der andauert und von dem ich mich erst nach einer ganzen Weile bewusst wieder abwende. In solchen Momenten spüre ich mit allen Sinnen die große Stille.

Sie fokussiert mich auf das Eine und öffnet mich gleichzeitig für den großen Zusammenhang des Seins. So erfahre ich in mir die Geborgenheit im Sein. Das Geräusch, das Laute kann das nicht. Das hält mich beim Kleinen und Kurzzeitigen gefangen. Der Lärm hinterlässt ständig Spuren des Unbehausten, Vergänglichen.

So manchem Disco-Freund geht es um eine ähnliche Erfahrung, im Überlauten sollen der normale Lärm so übertönt werden, dass die Sinne und die Konzentration vom Vielen auf das Eine, auf das eigene Innere gelenkt werden und dabei das Ich in etwas Größeren aufgeht. Es ist eine ähnliche Sehnsucht, die dazu antreibt, nur wird ein anderes Mittel gewählt. Ob es sich in gleicher Weise bewährt, weiß ich nicht. Die Stille jedenfalls weitet.

In der Stille der Nacht können viele Menschen besonders konzentriert beten. In der Nacht begegnet ihnen Gott intensiver, denn ablenkende und störende Geräusche sind minimiert. Deswegen kann in der Dunkelheit des Advents besonders leicht der Reichtum der Stille erfahren werden. Dem Lärm entzogen eröffnet die Stille dem Menschen nach und nach beglückende Geborgenheit – in Gott.

Vom Sinn und Unsinn des Nichtstuns

*Von Sr. Birgit Stollhoff C7, Augsburg
Erschienen im JES-Magazin 4/2015*

Nein, Nichtstun hat keinen hohen Stellenwert in unserer Gesellschaft mehr. Und das, obwohl wir unsere Kultur jenen verdanken, die den Müßiggang gern gepflegt haben – sei es Diogenes vor seiner Philosophen-Tonne oder Aristoteles im Kreise seiner Schüler. Das Ziel der alten Griechen war die Muße, nicht die Arbeit. Das haben sie auch in der Sprache deutlich gemacht: Scholia heißt Muße, Ascholia heißt Nicht-Muße bei den Griechen. Ein angesehenen Bürger war, wer sich den Künsten und der Philosophie widmete, weil er es sich durch seine Stellung und seinen Reichtum leisten konnte, andere für sich arbeiten zu lassen. Nichtstun war ein Status-Symbol – und das Arbeiten überließ man vornehmlich den Sklaven.

Geändert hat sich diese Einstellung mit dem Christentum: Aus der angesehenen Muße wurde die Todsünde der Trägheit. Wehe dem Mönch, der sich nicht an seine Ordensregel „ora et labora“ (Bete und Arbeite) hielt! Bei den Protestanten wurde dann der Fleiß als Zeichen für ein gottgefälliges Leben gewertet. Und schließlich wurde mit dem aufziehenden Kapitalismus die Arbeit endgültig aufgewertet: Arbeit ist Wertschöpfung, Arbeit mehrt Kapital. Die katholische Kirche differenziert inzwischen: Arbeit ist Menschenrecht, dient aber dem Gemeinwohl und muss menschenwürdig gestaltet sein.

Und was ist mit der Muße? Mit ihr haben wir Deutschen offenbar nicht mehr viel am Hut, es reicht anscheinend nur noch zum Abschalten vor der Glotze. Die Zeitschrift „P.M.“ hat jedenfalls

herausgefunden: Zwölf Jahre sehen wir im Durchschnitt unseres Lebens fern, acht Jahre arbeiten wir und nur ein Jahr gehen wir ins Theater oder Kino.

Die Kirche hat sich eine Muße-Zeit immer bewahrt: den freien Sonntag. Dass der wichtig ist, da sind sich Kirche und Gewerkschaften einig. Und es gibt eine weitere Form von Muße, die die Kirche etwa mit Wissenschaftlern und kreativen Menschen teilt: die Zeit zum Nachdenken, Ideenspinnen und Beten. Wobei letztere Beschäftigung mit zwei Wochen im Leben absolutes Schlusslicht unserer Lebenszeit-Beschäftigungen ist.

Bei dieser Zeitaufteilung würde die alten Griechen vermutlich zornig aufspringen und fragen, wo die Zeit bleibt, das Leben auch zu genießen. Wer nur arbeitet, der rennt, vermeintlich von einem Erfolg zum nächsten. Im Ergebnis wird er sich aber nicht erfolgreich fühlen, sondern er bleibt getrieben. Dauerarbeit macht krank – psychisch und körperlich. Und sie macht einsam.

Wir brauchen die Pausen, das zweckfreie Nichtstun. Im Schwedischen gibt es für das Entspannen ein ganz passendes Verb: „att koppla av“ – sich abkoppeln aus dem Alltag, mal runter von der ICE-Trasse aufs Abstellgleis zur Seelen-Wartung. Erst wenn es um uns herum still wird, wenn keine Mails mehr Du-musst-Signale senden, dann können wir unsere eigenen Gedanken hören. Dann bleibt Zeit, sich über den Erfolg zu freuen, Kollegen und Freunden zu danken, Misserfolge loszulassen und beides einzusortieren in das ganze Leben.

Das Richtige wählen

Von Sr. Cosima Kiesner Cf

Glaube im Alltag, 18.01.2015

Die Welt ist bunt und bietet mir vieles. Unzählige Möglichkeiten liegen vor mir. Täglich kann ich wählen, mich neu entscheiden zwischen vielen kleinen Dingen wie: „Stehe ich um 8 Uhr auf, obwohl ich heute frei habe, oder schlafe ich mich mal richtig aus?“ Oder: „Gehe ich heute ins Kino oder lieber mal wieder zum Italiener, um meinen freien Abend mit einem Freund zu genießen?“ Oft muss ich Gewichtigeres entscheiden: „Soll ich lieber die Ausbildung zur Optikerin machen oder studiere ich Pharmazie?“; „Reicht das Geld für dieses Auto-Modell oder spare ich doch noch ein wenig an der Ausstattung?“ Oft genug gibt es bei all diesen Wahlmöglichkeiten kein „besser“ und „schlechter“, kein „richtig“ und „falsch“. Die meisten Möglichkeiten, die sich mir bieten, sind neutral. Ich kann sie wählen oder lassen und breche doch kein Gesetz. Ich kann mir etwas gönnen oder auf etwas verzichten und werde doch, ganz gleich, welche der beiden Möglichkeiten ich wähle, nicht glücklicher oder unglücklicher. Von außen betrachtet, ist die Wahl zwischen verschiedenen Möglichkeiten fast immer beliebig.

Ja, so schaut es aus. Aber das ist nur die halbe Wahrheit. In dem Moment, in dem ich mir ein Ziel gesetzt habe, werden die Wahlmöglichkeiten nämlich bewertbar. Das Ziel verändert alles. Mit der Zielsetzung kann ich die vielen Möglichkeiten auf eine Waagschale legen: Hilft mir diese Variante, das Ziel zu erreichen? Behindert sie das Erreichen des Zieles? Oder ist sie einfach irrelevant für das Ziel? Ohne Ziel bleibt vieles beliebig. Erst das Ziel ermöglicht die Wahl des Besseren. Erst im Blick auf das Ziel erkenne ich das Richtige.

Genau auf diese Tatsache weist Ignatius von Loyola in seinem „Prinzip und Fundament“ hin, einer Anweisung für eine Betrachtung in seinen „Geistlichen Übungen“. Bei den Geistlichen Übungen geht es um die Ausrichtung des eigenen Lebens auf Gott, aber die Anweisung lässt sich auch auf das alltägliche Leben anwenden. In meiner persönlichen Übersetzung lautet der Rat aus der ignatianischen Spiritualität:

„Viele Möglichkeiten sind in sich weder gut noch schlecht. Wähle das, was dich mehr zum Ziel führt, das Du dir gesetzt hast. Das aber, was Dich am Erreichen des Zieles hindert, das lass bleiben.“

Wer diesem Rat des Ignatius folgt, wird zielgerichtet unterwegs sein. Kleine Ziele lassen sich auf diese Weise zügig erreichen. Aber das persönlich wichtigste Lebensziel lässt sich auf diese Weise besser erreichen. Vielleicht schaffe ich es nicht immer mit der gleichen Klarheit und Kraft, die Möglichkeiten auf mein wichtigstes Ziel hin zu unterscheiden, aber wenn ich jedes neue Jahr mein Lebensziel in den Blick nehme und neu austariere, mit welchen Mitteln und Möglichkeiten ich am besten dorthin gelange, werde ich ankommen.

Gute Engel, böse Engel und freie Gedanken

Illustrationen zu den Geistlichen Übungen des Heiligen Ignatius von Loyola

Von Sr. Dr. Igna Kramp C^f

Erschienen in „Lebendige Seelsorge. Zeitschrift für praktisch-theologisches Handeln“, 65. Jahrgang (2014), 337–344.

Die Exerzitien des Ignatius von Loyola sind als eine ernste Sache bekannt, und er selbst als ein ernster, wenn nicht sogar charakterlich etwas herber Heiliger. Dies hängt zum Teil mit einem historisch geformten, einseitigen Bild von Ignatius zusammen, das seine militärisch anmutenden Seiten hervorhob, dabei aber seine mystischen Erfahrungen und seine außerordentliche Sensibilität im Begleiten geistlicher Prozesse unterschlug. Doch auch wenn man den ganzen Ignatius in den Blick nimmt, wie wir ihn heute aus seinen Schriften und den zeitgenössischen Berichten über ihn kennen, so scheint Humor nicht gerade ein hervorstechender Zug an ihm gewesen zu sein. Es finden sich an ihm durchaus liebevolle, barmherzige und sensible Züge. Er weinte viel, insbesondere im Gebet und bei der Feier der Heiligen Messe.¹ In einer Unterweisung für Studenten des Ordens, die eine Reise antraten, forderte er sie auf, auch ja jeden Abend nachzusehen, dass das Maultier unter dem Sattel keine Druckstellen habe (Briefe, 570).² Selbst ein Lasttier war also in diesem Fall seiner liebenden Sorge würdig. Aber nach einem Lachen oder Scherzen sucht man bei Ignatius vergebens. Angesichts dessen scheinen Illustrationen zu seinen

1 Ignatius von Loyola, Bericht des Pilgers, 101. In: Gründungstexte der Gesellschaft Jesu [Deutsche Werkausgabe 2], hg. von Peter Knauer, Würzburg 1998, 84.

2 Ignatius von Loyola, Brief 4284. In: Briefe und Unterweisungen [Deutsche Werkausgabe 1], hg. von Peter Knauer, Würzburg 1998, 569f.

„Geistlichen Übungen“, die ernst gemeint, aber oft mit einem Augenzwinkern gezeichnet sind und bisweilen den Stil von Comics haben, auf den ersten Blick nicht gerade nahe liegend. Dennoch bin ich in den Jahren 2000 bis 2004 dazu gekommen, das gesamte Buch der Geistlichen Übungen auf eine solche Weise zu illustrieren. In diesem Artikel möchte ich dieses Projekt vorstellen und einige Bilder daraus in einer kleinen Vernissage der Öffentlichkeit zugänglich machen und dabei ihren Entstehungsprozess und ihre Wirkung reflektieren.

Das Projekt

Ignatius beginnt eine seiner berühmten Regeln zur Unterscheidung der Geister mit den Worten: „Wenn man den Feind der menschlichen Natur an seinem Schlangenschwanz und dem bösen Ziel verspürt und erkannt hat, zu dem er hinführt...“.³ Als ich im Jahr 2000 diese Worte las, sah ich sogleich ein Bild vor mir und begann zu zeichnen:



Indem ich begann, wurde mir bewusst, dass das Exerzitienbuch voller (sprachlicher) Bilder ist, die durchaus dazu reizen, gezeichnet zu werden. Das Projekt begann also aus purer Freude am Zeichnen und am Text des Ignatius. Es war zunächst kein pastorales Projekt, sondern meine persönliche Weise, mich mit dem Exerzitienbuch vertraut zu machen. Ich schrieb den gesamten Text mit der Feder in ein leeres Buch ab und zeichnete jeweils zu jedem Abschnitt mindestens ein Bild, ab und zu sogar eine ganze Reihe von Bildern. Dabei näherte ich mich auf eine so intensive Weise den Worten des Buches, wie es durch ein simples Lesen oder selbst Abschreiben niemals zu erreichen gewesen wäre. Der Text und vor allem die Bilder fanden einen – überwiegend humorvollen – Niederschlag in Bildern, der zunächst mir selbst die Worte des Ignatius nahe brachte, aber vermutlich auch anderen einen ungewöhnlichen und vielleicht überraschenden Zugang dazu eröffnen kann.

Erst gegen Ende des Projekts, als ich mehr mit den Exerzitien vertraut war, habe ich bemerkt, dass es mindestens zwei Argumente gegen eine solche Illustration gegeben hätte: Erstens, dass sich der Exerzitant die zu meditierende Geschichte ausdrücklich selbst vorstellen soll. Der Begleiter der Übungen soll sie ihm nur in den Hauptpunkten erzählen und gerade nicht umfänglich ausmalen.⁴ Zweitens, dass es tatsächlich ein sehr ernster Text ist, den humorvoll auszugestalten gar nicht so selbstverständlich war, wie es mir zunächst von der Hand ging. Zum ersten Gegenargument ist zu sagen, dass es auch historische Illustrationen zum Exerzitienbuch gibt, etwa von Peter Paul Rubens, der enge Beziehungen zu den Jesuiten unterhielt. Es wurde also bereits in frühen Zeiten des Jesuitenordens nicht als unangemessen angesehen, das Exerzitienbuch zu illustrieren. Damit ist das Gegenargument nicht

3 Ignatius von Loyola, Geistliche Übungen, 334. In: Gründungstexte, 254.

4 Ignatius von Loyola, Geistliche Übungen, 2. In: ebd., 92, 94.

ausgeräumt, aber ich habe mit meinen Skizzen zumindest nichts absolut Neues eingeführt. Die Skizzen sind ja auch zum Verstehen des Exerzitienbuches, nicht aber für den Exerzitanten (wie das Erzählen der biblischen Geschichte in den Exerzitien) gedacht. Das zweite Gegenargument der humorvollen Darstellung eines ernstes Textes wird im zweiten Teil dieses Beitrags im Zuge der Bildbetrachtungen näher behandelt werden.

Bilder zum Abschnitt „Vom Gedanken“ aus der „Allgemeinen Gewissenserforschung“

Im Exerzitienbuch findet sich ein für etwa dreißig Tage ausgelegter geistlicher Übungsweg, der in vier verschiedene Wochen mit je fünf (in der letzten Woche vier) Betrachtungen am Tag und in der Nacht aufgliedert ist, und über die Meditation des Lebens Jesu in dessen Nachfolge einführt. Innerhalb dieses geistlichen Curriculums gibt es aber auch Abschnitte, die sich unabhängig von diesem Weg verwenden lassen. Etwa sieht Ignatius am Ende der ersten Woche eine Generalbeichte vor und baut entsprechend vor dieser Stelle im Buch, das ja in erster Linie ein Manuael für den Begleiter der Übungen sein soll, ein umfangreiches Instrumentarium zur Gewissenserforschung in den Text ein. Diese Erforschung kann aber auch ganz unabhängig von den Exerzitien verwendet werden. Dementsprechend hat es Ignatius als „Allgemeine Gewissenserforschung, um sich zu läutern und um besser zu beichten“ überschrieben (EB 32–43).⁵ Ich habe aus drei Gründen für die hier angestrebte kleine „Vernissage“ meiner Bilder diese Passage ausgewählt: erstens, weil es sich dabei um einen in sich relativ geschlossenen Abschnitt handelt, der verständlich ist, ohne den gesamten Exerzitienprozess

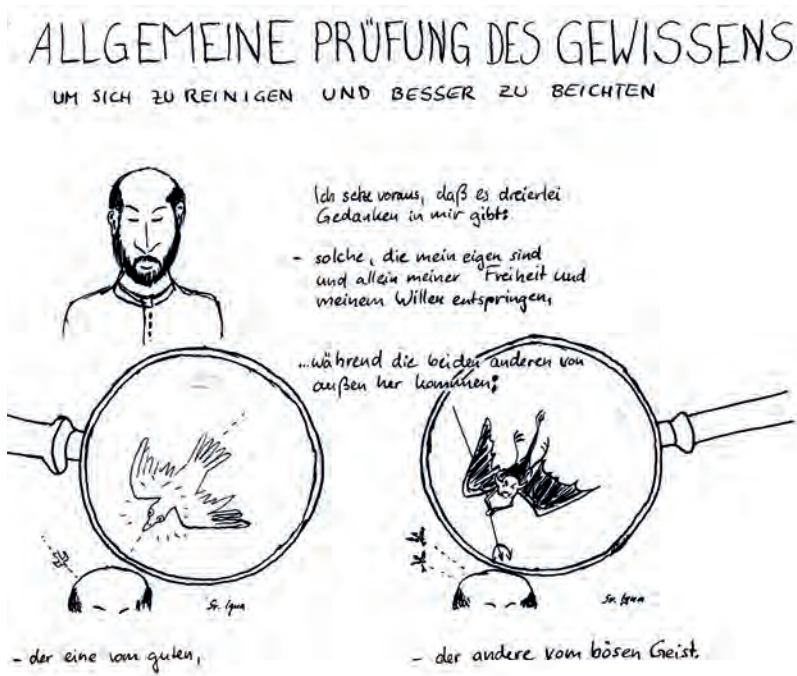
⁵ Ignatius von Loyola, *Geistliche Übungen*, 32–43. In: ebd., 114, 116, 118, 120, 122.

⁶ Ignatius von Loyola, *Geistliche Übungen*, 32, ebd. 114. Der Text des Exerzitienbuchs innerhalb des Bildes folgt der Ausgabe: Ignatius von Loyola, *Die Exerzitien* [Christliche Meister 45], hg. von Hans Urs von Balthasar, Freiburg 121999.

⁷ Ignatius von Loyola, *Geistliche Übungen*, 313–336. In: *Gründungstexte*, 244–254.

zu kennen; zweitens, weil sich an ihm besonders gut zeigen lässt, wie eine ernste Sache humorvoll dargestellt werden kann und welche Wirkung dies hat; drittens, weil das Problem des Umgangs mit schlechten Gedanken ein im geistlichen Leben alltägliches ist, das daher dem Leser bekannt sein dürfte.

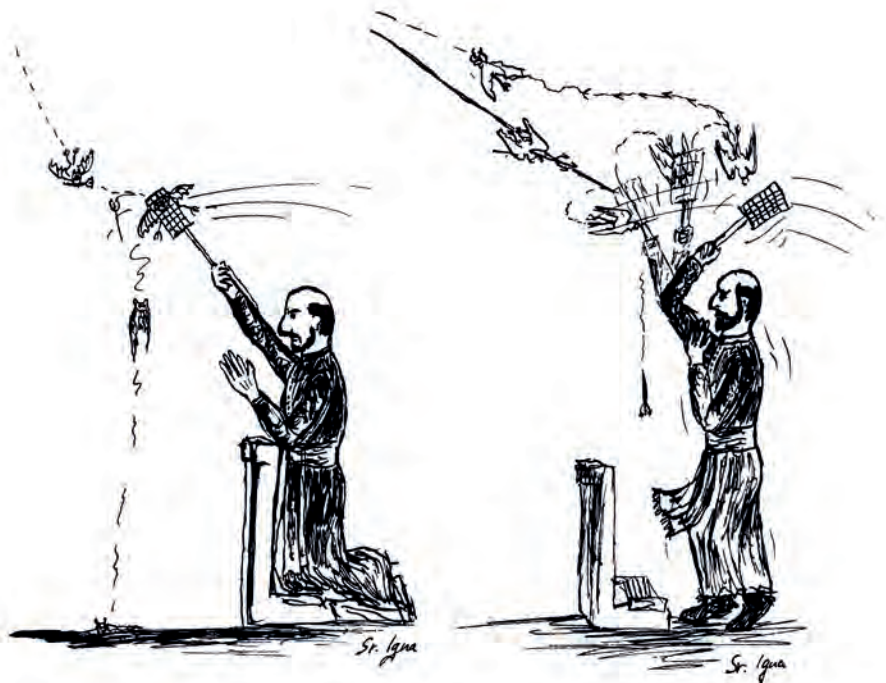
Ignatius beginnt seine Überlegungen zur Gewissenerforschung mit einer Klassifizierung der verschiedenen Sorten von Gedanken:⁶



Die Passage ist grundlegend für die berühmte „Unterscheidung der Geister“, für die Ignatius innerhalb des Exerzitienbuches eine umfangreiche Sammlung von Regeln aufstellt.⁷ Sie ist auch grundlegend dafür, dass es überhaupt möglich ist, Geistliche Übungen zu machen und darin den Willen Gottes für sein Leben zu suchen und zu finden. Exerzitien sind eben kein Selbstfindungstrip, der

sich auf der psychologischen Ebene, d.h. eben bei den Gedanken, die meiner Freiheit und meinem Willen, oder jedenfalls nur mir selbst entspringen, erschöpft. Vielmehr wirkt der Geist Gottes in den Exerzitien. Er ist der eigentliche „Exerzitienmeister“, während der Begleiter der Übungen sich verhalten soll wie eine Waage, so dass er die direkte Interaktion zwischen Schöpfer und Geschöpf nur beobachtet und bei der geistlichen Unterscheidung hilft.⁸ Der Geist Gottes führt den Exerzitanten, und der Begleiter ist vor allem dazu da, darauf zu achten, dass es eben wirklich der Geist Gottes und nicht der Ungeist ist, der den Exerzitanten zu seinen Vorsätzen und Handlungen motiviert.

Nach der Klassifizierung der Gedanken folgen im Exerzitienbuch drei Abschnitte zum Gedanken, zum Wort und zum Werk, von denen hier der erste vorgestellt werden soll. Ignatius beginnt seine Überlegungen mit zwei Arten der Abwehr von Gedanken:



Bei schlechten Gedanken, die von außen kommen, so schreibt er, könne man auf zweierlei Art verdienstlich werden: entweder, indem man dem Gedanken an eine Todsünde widerstehe und dieser schon beim ersten Mal überwunden bleibe; oder indem dies mehrfach geschehe, bis er nach zahlreichen Zurückweisungen überwunden werde. Und die zweite Weise, so meint Ignatius weiter, sei verdienstvoller als die erste.⁹ Diese beiden Abschnitte innerhalb der Gewissenserforschung sind deshalb von grundlegender Bedeutung, weil sie klarstellen, dass eine Versuchung noch keine Sünde ist. Das ist deshalb wichtig, weil solche Gedanken von demjenigen, dem sie kommen, bisweilen als sehr bedrängend empfunden werden können, so dass er sich fühlt, als habe er gesündigt, obwohl er es nicht hat. Ignatius nimmt hier eine heilsame Objektivierung vor, die dem Bedrängten zuspricht, dass er nicht nur nicht gesündigt hat, sondern dass die Abwehr solcher Gedanken im Gegenteil sogar verdienstlich ist und ihn gerade nicht in die Gottesferne, sondern in die Nähe Gottes führt.

Auf den beiden Zeichnungen wird dies deutlich, weil die Gedanken, die kommen – visualisiert durch die kleinen, fliegenden Teufelchen – tatsächlich außerhalb dessen, der sie abwehrt, bleiben: Klatsch! Weg sind sie! Und wenn sie wiederkommen: Klatsch! Klatsch! Klatsch! Weg sind sie...! Es wird aber auch die Bedrängnis deutlich: je öfter man (gefühl) sich wehren muss, desto verwirrender kann dies empfunden werden, so dass man tatsächlich nicht mehr weiß, ob man erfolgreich und hinreichend Widerstand geleistet hat.

Als ich diese Passage illustriert hatte und die Bilder einer Mitschwester zeigte, sagte diese: „Tja, wenn das so einfach wäre!“

8 Ignatius von Loyola, *Geistliche Übungen*, 15. In: Ebd., 100.

9 Ignatius von Loyola, *Geistliche Übungen*, 33f. In: ebd., 116.

Diese Reaktion finde ich aufschlussreich: schlechten Gedanken zu widerstehen ist in der Tat alles andere als einfach, und man kann sich bisweilen scheußlich fühlen, wenn man in einen solchen inneren Kampf gestellt ist. Als ich die Bilder zeichnete, hatte ich noch nicht viel Erfahrung, wie sich das anfühlen kann, und so ist vielleicht der Witz in ihnen leichter gelungen, als wenn ich sie später gezeichnet hätte, als ich es besser wusste. Wenn ich sie heute betrachte, scheint mir aber gerade der unbefangene Humor, mit dem ich sie gezeichnet habe, hilfreich. Denn gerade, wenn einem ganz und gar nicht zum Lachen zumute ist, kann ein Lachen bzw. ein humorvoller Blick auf die Dinge, die einen bedrängen, wirklich befreien. In den Bildern zeigt sich die feste Überzeugung, dass man die schlechten Gedanken besiegen kann, und das sogar mit einer gewissen Leichtigkeit – letztlich deshalb, weil sie von Gott her leicht zu überwinden sind. Und genau das hilft nach meiner Erfahrung, dass eine solche Abwehr auch wirklich gelingt. Manchmal denke ich an diese Bilder, wenn ich derartige Bedrängnisse erfahre, und sie helfen mir zu einer Distanz gegenüber der Situation, in der ich mich befinde. Manchmal hilft mir sogar ein gezieltes Händeklatschen, mit dem ich mir die Vernichtung schlechter Gedanken physisch vergegenwärtige. Dies ist durchaus auf der Linie des Ignatius. In seiner Autobiographie, dem „Bericht des Pilgers“, beschreibt er nämlich, wie ihm immer wieder ein schönes Ding in Gestalt einer Schlange erschien, das ihm viel Trost brachte, das er aber schließlich als den Teufel erkannte.¹⁰ Als er die Erscheinung als Ungeist enttarnt hatte, verscheuchte er sie „in der Weise der Geringschätzung mit einem Stock, den er in der Hand zu tragen pflegte“.¹¹ Natürlich kann man mit einem physischen Schlagen keine geistige Realität treffen. Eine solche Geste wirkt aber positiv auf die eigene Motivation ein und hilft zur Objektivierung

¹⁰ Ignatius von Loyola, Bericht des Pilgers, 19, 31. In: Gründungstexte, 26, 34f.

¹¹ Ebd., 31. In: ebd., 34f.

¹² Ignatius von Loyola, Geistliche Übungen, 325. In: Gründungstexte, 248, 250.

der inneren Situation der Bedrängnis. Wer mit der Überzeugung kämpft, dass die bösen Gedanken nicht die Spur einer Chance gegenüber der Macht Gottes in unseren Herzen haben, kann leichter widerstehen, als jemand, der sich schon besiegt fühlt. Ignatius erklärt diese Dynamik in den Regeln zur Unterscheidung der Geister mit dem etwas chauvinistischen Bild, dass sich der Feind „wie ein böses Weib“ verhalte: wenn der Mann ihm die starke Stirn zeige, verliere es den Mut und fliehe, wenn aber der Mann zu weichen begägne, würden ihr Zorn, ihre Rache und ihre Wildheit übergroß¹² So gesehen ist der Optimismus und die Zuversicht, die sich in der folgenden (zu den beiden vorigen Bildern gehörigen) Skizze ausdrückt, durchaus angemessen:



Neben einer grundsätzlichen Zuversicht, allen bösen Gedanken mit Gottes Hilfe widerstehen zu können, zeigen meine Bilder auch ein großes Vertrauen in die geistliche Unterscheidung des Ignatius, das ich bis heute habe und sehr berechtigt finde. Wie ein großer Bruder zeigt er mir mit seinen Regeln zur geistlichen Unterscheidung, wie man die inneren Feinde vermöbeln kann. Das ist und bleibt nicht leicht, aber wenn es gelingt, ist es allemal ein Osterlachen wert.

Ignatius fährt in seinen Überlegungen zum Gedanken damit fort, was geschieht, wenn der Mensch dem Gedanken an eine sündhafte Tat das Ohr leiht, „indem er sich eine kleine Weile aufhält oder einiges sinnliche Vergnügen empfängt, oder wo es einige Nachlässigkeit darin gibt, diesen Gedanken abzuweisen“. ¹³ Solches Ohr-Leihen klassifiziert Ignatius als lässliche Sünde. In der Formulierung des Ohr-Leihens bzw. Gehör-Gebens ¹⁴ klingt an, dass der vorgestellte Gedanke doch einige Faszination für den Menschen hat:



In den Regeln zur Unterscheidung der Geister wird deutlich, worin diese Faszination besteht: der böse Engel verwandelt sich in die Gestalt eines Lichtengels.¹⁵ Das kann etwa so geschehen, dass er mit heiligen und gerechten Gedanken beginnt, um sie nach und nach zu verkehren und zu einem bösen Ende hinzuführen.¹⁶ Die Versuchung zur Sünde geht nicht platt von der Sünde als Sünde aus. Insofern der Mensch sich bewusst ist, dass ihn eine Tat von Gott trennt, wird er sie nicht wollen. Es gibt aber einen Reiz daran, irgendetwas, das ihm einen Vorteil oder ein sinnliches Wohlgefallen zu bringen scheint, um dessentwillen er ignoriert, dass ihn die verlockende Tat zugleich von Gott trennt. Die Klassifizierung des Ignatius zeigt, dass hier einerseits bereits eine Schwelle überschritten wird, vor der man sich hüten sollte; dass es sich aber andererseits doch noch um lässliche Sünde handelt. Als schwer klassifiziert Ignatius die Sünde erst, wenn man entweder den festen Vorsatz hat, die Tat auszuführen, und nur die Gelegenheit fehlt, oder wenn man sie tatsächlich ausführt.¹⁷ Soweit die Ausführungen des Ignatius zur Gewissenserforschung im Bereich der Gedanken.

Welchen Nutzen bringen nun die Zeichnungen zum Exerzitienbuch? Ich würde vor allem zwei Vorteile darin sehen: erstens, dass die einzelnen Ratschläge des Ignatius sich durch sie leichter ins Gedächtnis einprägen, so dass sie zur Verfügung stehen, wenn man sie im geistlichen Leben braucht; zweitens, dass die geistliche Unterscheidung in ihrer ganzen Ernsthaftigkeit doch mit einem Augenzwinkern vollzogen werden kann, was letztlich nichts anderes ausdrückt als die feste Gewissheit, durch Gottes Gnade bereits gerettet und vom Bösen erlöst zu sein. Im Lachen bricht die Rea-

¹³ Ignatius von Loyola, *Geistliche Übungen*, 35. In: *Gründungstexte*, 116.

¹⁴ *Ohr-Leihen*: Übersetzung von Balthasar; *Gehör-Geben*: Übersetzung von Knauer.

¹⁵ Ignatius von Loyola, *Geistliche Übungen*, 332. In: ebd.,

¹⁶ Ebd.

¹⁷ Ebd., 36-37. In: ebd., 116.

lität von Ostern, an der wir über die Taufe bereits Anteil haben, in den geistlichen Kampf ein, dem wir in dieser Welt ausgesetzt sind. Bei aller Notwendigkeit der geistlichen Unterscheidung hat der Christ, weil er von Gott erlöst ist, schon hier gut lachen.

Immer noch unterwegs

Von Sr. Cosima Kiesner Cf

Wort zum Tage, 07.11.2015 – Deutschlandradio

Wer in den kleinsten Dingen zuverlässig ist, der ist es auch in den großen, und wer bei den kleinsten Dingen Unrecht tut, der tut es auch bei den großen. An diesem Vers aus dem Lukas-Evangelium bleibe ich hängen. Mit sehr gemischten Gefühlen lasse ich mich darauf ein, den Inhalt zu bedenken. Oberflächlich betrachtet konfrontiert mich der Text mit meiner eigenen unzulänglichen Realität. Ich weiß nämlich ganz genau, dass ich nicht bis in die kleinsten Dinge zuverlässig bin. Mal verspreche ich etwas ins Blaue hinein, was ich dann nicht halten kann. Mal zeige ich mich von einer liebenswürdigen Seite, die nur eine angenehme Fassade vor meine distanzierte, manchmal unwirsche und harte Seite stellt. Mal gehe ich großzügig über einen eigenen Fehler hinweg, reite aber großspurig auf irgendeinem Fehler eines anderen herum. Ich bin halt auch nur ein Mensch, so meine erste Reaktion auf das Bibelzitat.

Mitten in meinem Unmut über mich selbst entfalten sich die Gedanken weiter. Wie oft gebe ich beim Wort zum Tage oder in der Kirchenzeitung sogenannte gute Gedanken von mir. Da entsteht doch eine unerträgliche Diskrepanz – zwischen dem, was ich sage, und dem, wie ich handle und wie ich bin. Wenn jemand, der mich kennt, mich an meinen Worten misst, würde enttäuscht sein. Meine Mitschwester müssten mir ständig in den Ohren liegen und sagen: „Was erzählst du uns denn da. Leb’ es uns doch erst einmal selber vor.“ Doch merkwürdiger Weise tun sie das nicht, im Gegenteil, sie bedanken sich oft noch für die Worte, die sie von mir hören oder lesen. Ernüchert von diesem Gedankengang frage ich mich, wie das möglich ist.

Und wieder stoße ich an eine Wahrheit über mich als Mensch vor Gott: Ja, ich rede von Idealen, begeistere mich für das vollkommen Gute Gottes und halte die von Gott gesteckten Ziele für wahr. Das ist die eine Seite, und von ihr gehe ich nicht ab. Und dann gibt es die zweite Seite, meine menschliche. Ich lebe nicht im Ideal, ich halte das Gute nicht durch und die Ziele sind für mich unerreichbar. Auch das ist wahr. Warum wage ich dennoch vom Ideal zu reden und gleichzeitig unperfekt zu leben? Ich wage es, weil ich weiß, dass die Ideale mir die richtige Richtung weisen. Wovon ich auch rede, es gilt mir selbst als Mahnung. Das wissen meine Mitschwester. Darum halten sie die Diskrepanz zwischen Wort und Leben, zwischen Anspruch und Realität aus. Für sie gilt genau wie für mich: Ich lebe nicht im Ideal. Ich bin nicht schon am Ziel angekommen. Aber ich strecke mich danach aus. Ich weiß: Ich bin immer noch unterwegs.

Ein Wort zum Abschluss



Liebe Leserinnen und Leser
von *Spiritualität konkret*,

die Begriffe Barmherzigkeit und Gerechtigkeit prägen die 3. Ausgabe unserer Zeitschrift.

Sr. Igna Kramp hat ausgeführt, wie die Theologie der Barmherzigkeit sich bei Papst Franziskus mit dem praktischen Tun verbindet. Ich möchte Ihnen zum Ende der Lektüre ein Projekt vorstellen, bei dem Theologie und Barmherzigkeit als zwei sich ergänzende Wirklichkeiten gelebt werden.

Sr. Martha Zechmeister CJ lebt seit 10 Jahren in El Salvador und lehrt an der Jesuitenuniversität UCA Fundamentaltheologie. Von Anfang an war es ihr ein Anliegen, den barmherzigen Gott nicht nur zu „lehren“. Sie schreibt: „Es tut not, mit der wirklichen Welt zusammenzuprallen, mit wirklichen Menschen und ihren konkreten Nöten konfrontiert zu werden...“ (M. Zechmeister in: *Mystik der Mit-leidenschaft aus Gottesleidenschaft; Zum Wesen des Ordenslebens*; PowerPoint Präsentation 2012)

Und so lebt sie in dem von Gewalt geschüttelten San Salvador mit 8–10 Studentinnen zusammen, die sich weder die Fahrt zur Universität noch ein Zimmer in der Hauptstadt leisten könnten. Die jungen Frauen leben mietfrei und bekommen zusätzlich eine Grundversorgung an Lebensmitteln von der Congregatio Jesu gestellt. Nach erfolgreichem Examen ziehen sie aus, um anderen Studentinnen Platz zu machen. Sr. Martha lebt damit auch die Gegenseitigkeit, denn da sie als Schwester der CJ alleine in El Salvador ist, ist die Gemeinschaft von Professorin und Studentinnen eine Bereicherung für alle.

Wenn Sie dieses Projekt unterstützen möchten, freuen wir uns über Ihre Spende. Schreiben Sie bitte das Stichwort El Salvador auf den Überweisungsträger.

Bankverbindung:

Congregatio Jesu Mitteleuropäische Provinz

LIGA Bank

Kto: 12 02 10 20 21

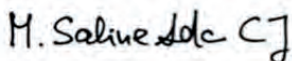
BLZ: 750 90 300

IBAN: DE 32 75 09 03 00 12 02 10 20 21

BIC: GENODEF1M05

Wenn Sie eine Spendenbescheinigung benötigen, geben Sie bitte zum Verwendungszweck „El Salvador“ noch Ihren Namen und Ihre Anschrift an.

Eine gesegnete Zeit

A handwritten signature in black ink that reads "M. Sabine Adam CJ". The signature is written in a cursive style with some flourishes.

M. Sabine Adam CJ

Provinzoberin

Herausgeber: ZENTRUM MARIA WARD © September 2016 · Ausgabe 3

Leitung: Cosima Kiesner CJ

Anschrift: Planegger Straße 4, 81241 München

Fon: 089 920 754-124

zmw@congregatiojesu.de · www.congregatiojesu.de

Schriftleitung: DDr. Igna Kramp CJ

Gestaltung: Julia Arzberger, München

Titelfoto: Julia Arzberger

ISSN 2199-1634

